

W.  
83

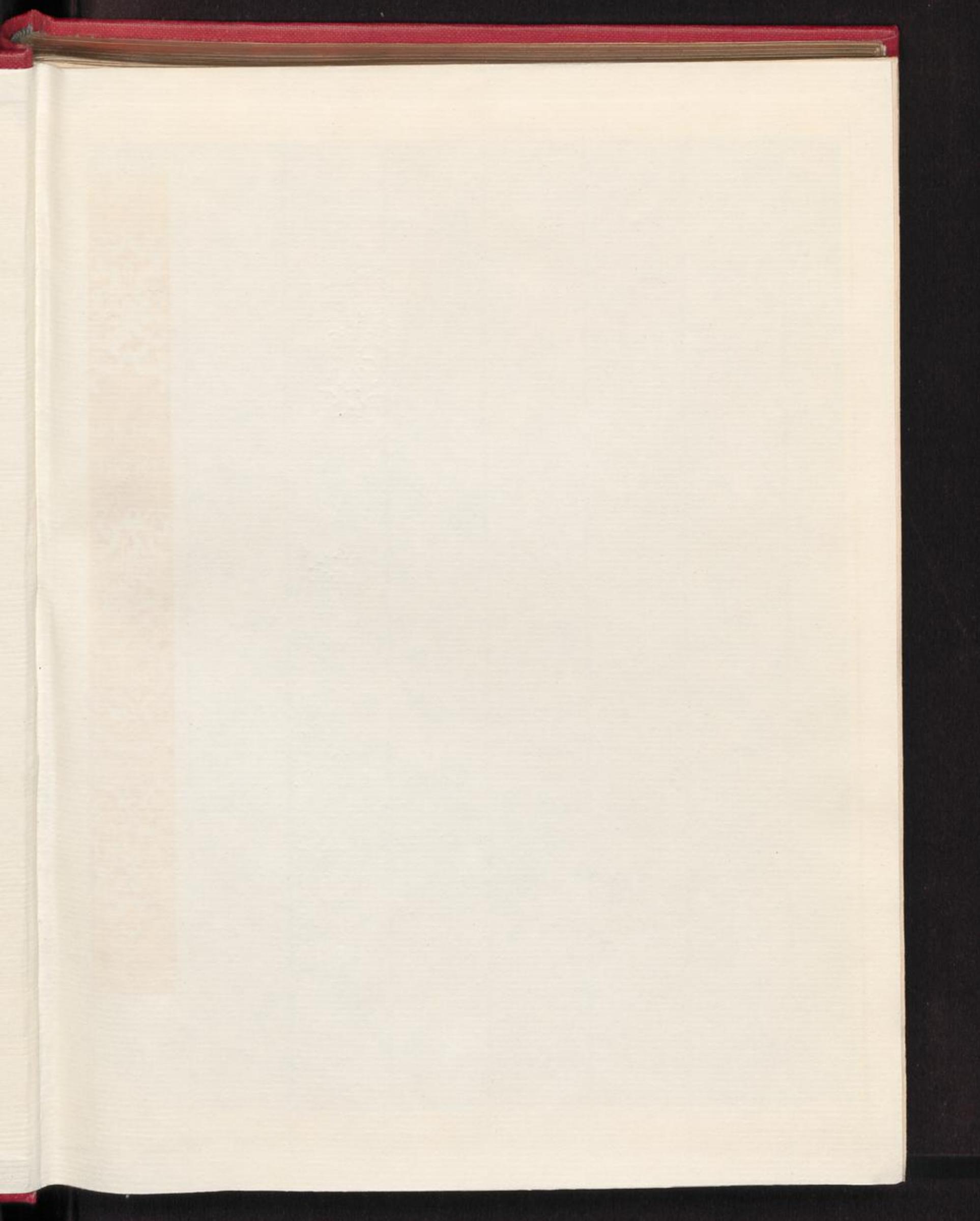
ARGO

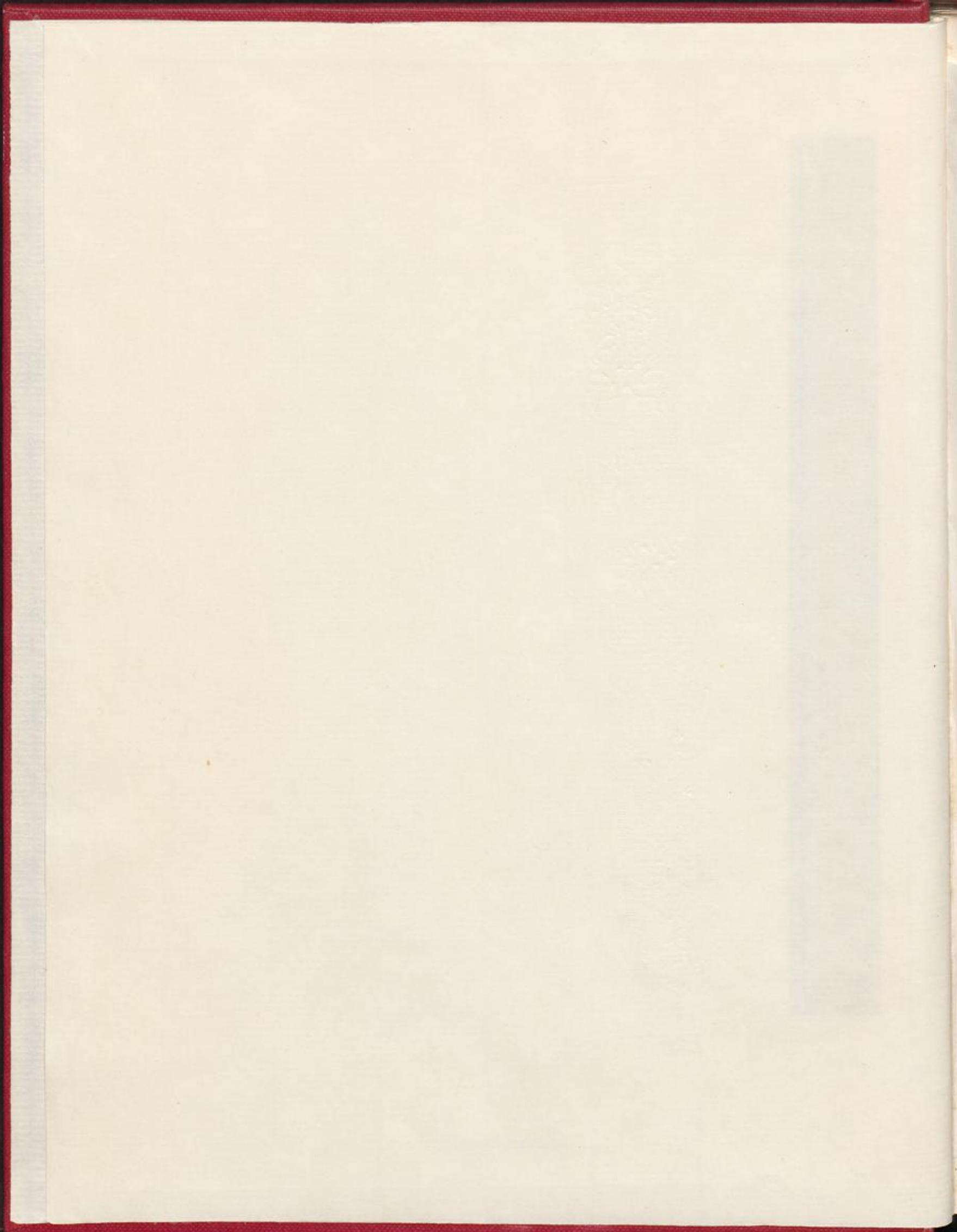


Argo

1860

Nicht ausleihbar







(Win 178) 4 Bde

33

(390/62) 4 Bde

**ARGO.**

Album für Kunst und Dichtung

herausgegeben

von

Fr. Eggers, Th. Hofemann, B. v. Lempel.

[ 75. 4 ]

Breslau

Verlag von Eduard Czerwinski.

1860.

K. W. 4683

z  
J

(4°)

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

54.2696

Druck des Verlags:

Eduard Sanel's Buchdruckerei

Berlin.

## Inhalt.

### Bilder.

Citriblatt. Von K. Burger.

Antichambre. Von L. Burger.  
Briefpost. Von R. Amberg.  
Die Maximus-Kapelle. Von Ed. Viermann.  
En passant. Von L. Schmitson.  
Peppo. Von R. Kraus.  
An der Gartenmauer. Von Max Schmidt.  
Griechischer Maler. Von H. Kresschner.  
Ueberrückung. Von A. Schaal.  
Ebbe. Von Ch. Heuvel.

Stadium. Von G. Richter.  
Nicht weiter! Von Th. Hofemann.  
Am Mühlteich. Von A. Hann.  
Qui vive! Von A. Steffel.  
Porzbarbier. Von D. Weber.  
Das Pfarrhaus. Von W. Rießhahl.  
Im Sonnenschein. Von D. Wisniewski.  
Einschungen. Von A. Arnold.  
Die Mutter der Debitantin. Von L. Köfler.

### Dichtungen.

Das Gemitter. Bruchstück aus einem erzählenden Gedicht.  
Von Emanuel Geibel. (Vergl. Geibel's Neue Gedichte:  
„Valer und Anna.“) . . . . . 1  
Das Trauerspiel von Afghanistan. Von Th. Fontane . . . . . 3  
Graf Hanno. Portugiesische Volkströmung. Uebersetzt von  
A. F. von Schack . . . . . 4  
Prinz Louis Ferdinand. Von Th. Fontane. Mit Initialen  
von D. Wisniewski . . . . . 7  
Gedichte von Carl Heigel.  
1-4 . . . . . 8  
Gedichte von Julius Grose.  
1-3 . . . . . 9  
Der Centaur. Novelle von Paul Henke. Mit Initialen  
von L. Burger . . . . . 11  
Prager Legende. Von W. von Merckel . . . . . 22  
Die Polar-Sonne. Sibirische Sage von W. von Merckel . . . . . 25  
Jessy Brown in Luchnow. Von V. v. Lepel. Mit Initialen  
von Herrn. Kresschner . . . . . 27  
Im März. Von R. Gottschall . . . . . 28  
Ergebung. Von R. Gottschall . . . . . 28

St. Jacob von Uffebis. Legende von H. von Blomberg.  
Mit Initialen im Charakter des neunten Jahrhunderts  
vom Verfasser . . . . . 29  
Drei Jecher. Von George Heffekl . . . . . 30  
Guter Rath. Von George Heffekl . . . . . 30  
Sommernacht. Von H. von Blomberg . . . . . 30  
Späte Rosen. Von Theodor Storm. Mit Initialen von  
W. Rießhahl . . . . . 31  
Anselm von Bern. Legende von B. von Lepel . . . . . 36  
Italiänische Volksposse, überfetzt von Paul Henke.  
Micornelle . . . . . 37  
Alipetti . . . . . 38  
Singe wider! Album-Zeilen von B. von Lepel . . . . . 38  
Die Jungferndefecung in der Grafschaft Mark. Von  
Fedor von Köppen. Mit Initialen von A. Arnold . . . . . 39  
Am Grabe von Adolph Schmitts. Von Emil Ritterhaus . . . . . 40  
In der Nacht. Von Emil Ritterhaus . . . . . 41  
In den Bildern. Von Friedrich Eggers . . . . . 42

Als wieder der Mai um die Erde gefeiert, da schwoll ihr der Busen in Wonne,  
Hell grünte der Wald, und die Nachtigall schlug, und der Käfer schnarrt' in der Sonne.

Auf bäufte der Quell zu den Blumen am Rand' und küßte die Schönen verstofften,  
Was da schwimmt und läuft, was krencht und flucht, wollt' all sich am Lenze erholen.

Allüberall zog's, ein heiliger Geist, durch's fröhliche Allerwelts-Büdingen,  
Nur das Menschenvölk ging seine Wege und sah' um den Zübel sich nicht im Oeringen.

Die hatten nicht Zeit und Jene nicht Lust, wie sonst romantisch zu tändeln,  
Krieg lag in der Luft und nach Schießpulver roch's rundum von Allerwelts-Händeln.

Das Bulletin stieg und die Aktie fiel, sie steckten die Köpfe zusammen,  
Hier schrien sie Hurrah! dort zeterten sie zu den Schlacht- und Cours-Telegrammen.

Aber wir, allezeit dem Humore getreu, ließen rings sie sich grämen und taufen,  
Und inmitten des Lärms, mit den Nasen an Nord, sind wir flott aus dem Hafen gelaufen.

Unser Klage ist frei, und wir sehn getrost durch die allerstrengsten Holaden;  
Wer den Markt unsrer Fracht wollte sperren, der Thor thäte selbst sich den größten Schaden.

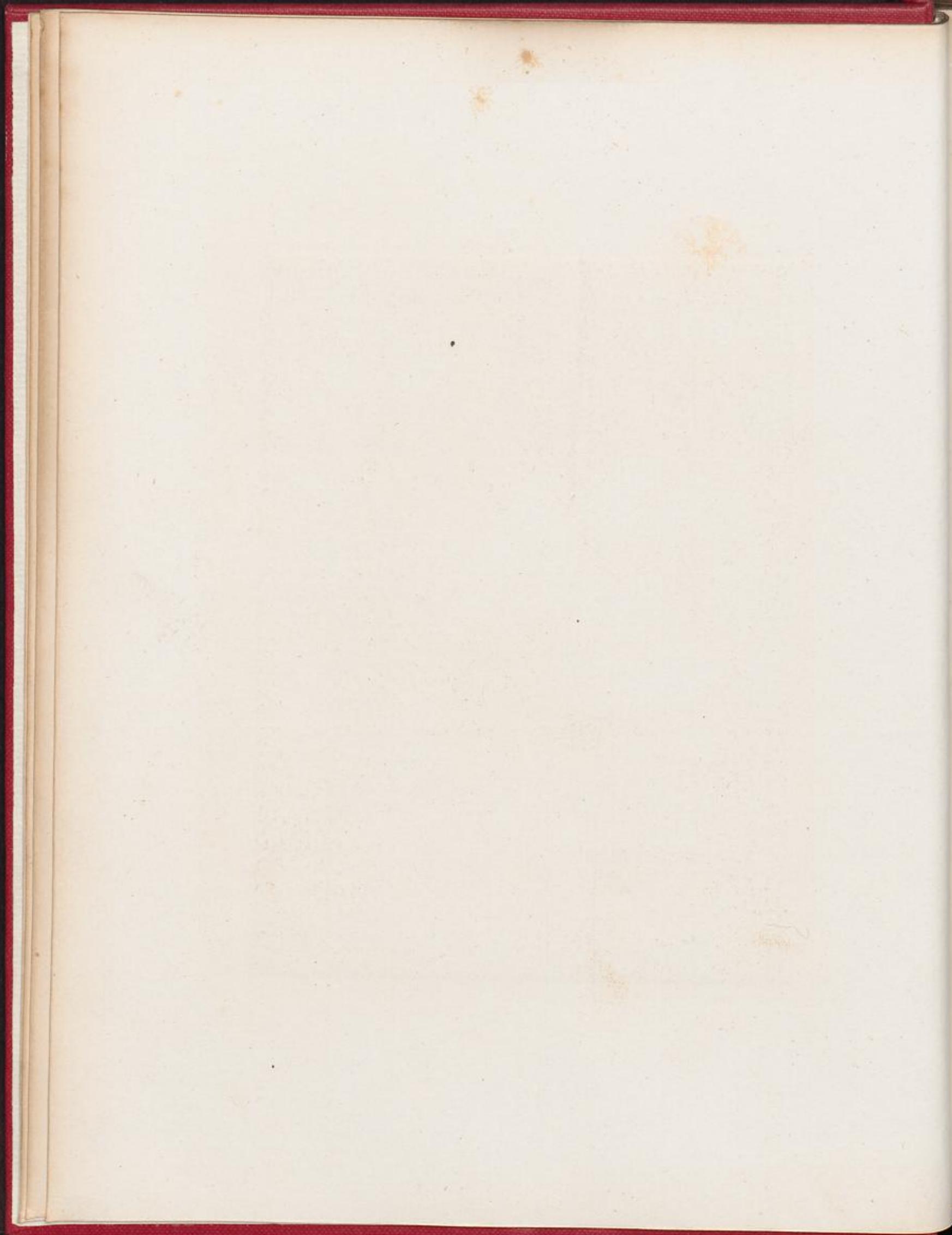
Und zum Muster der Welt sind wir obenein die glücklichen ächten Neutralen:  
Uns blüht der Mai und uns blüht der Ruhm; und die Andern mögen's bezahlen!

L. BURGER.



Dess. v. W. Steiner del.

Antichambre.

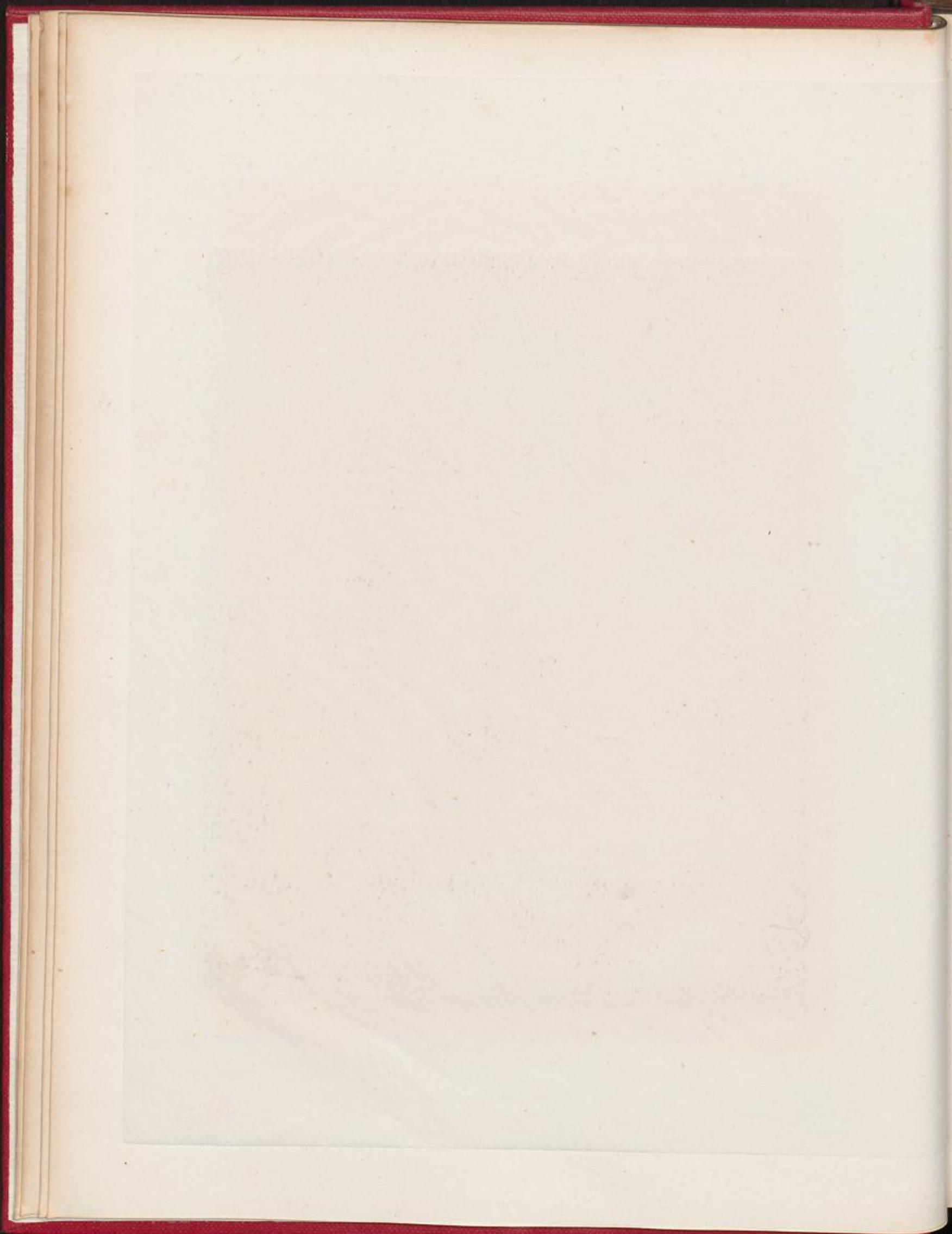


W. AMBERG.



IN A SCENE IN SCOTLAND

Briefpost.



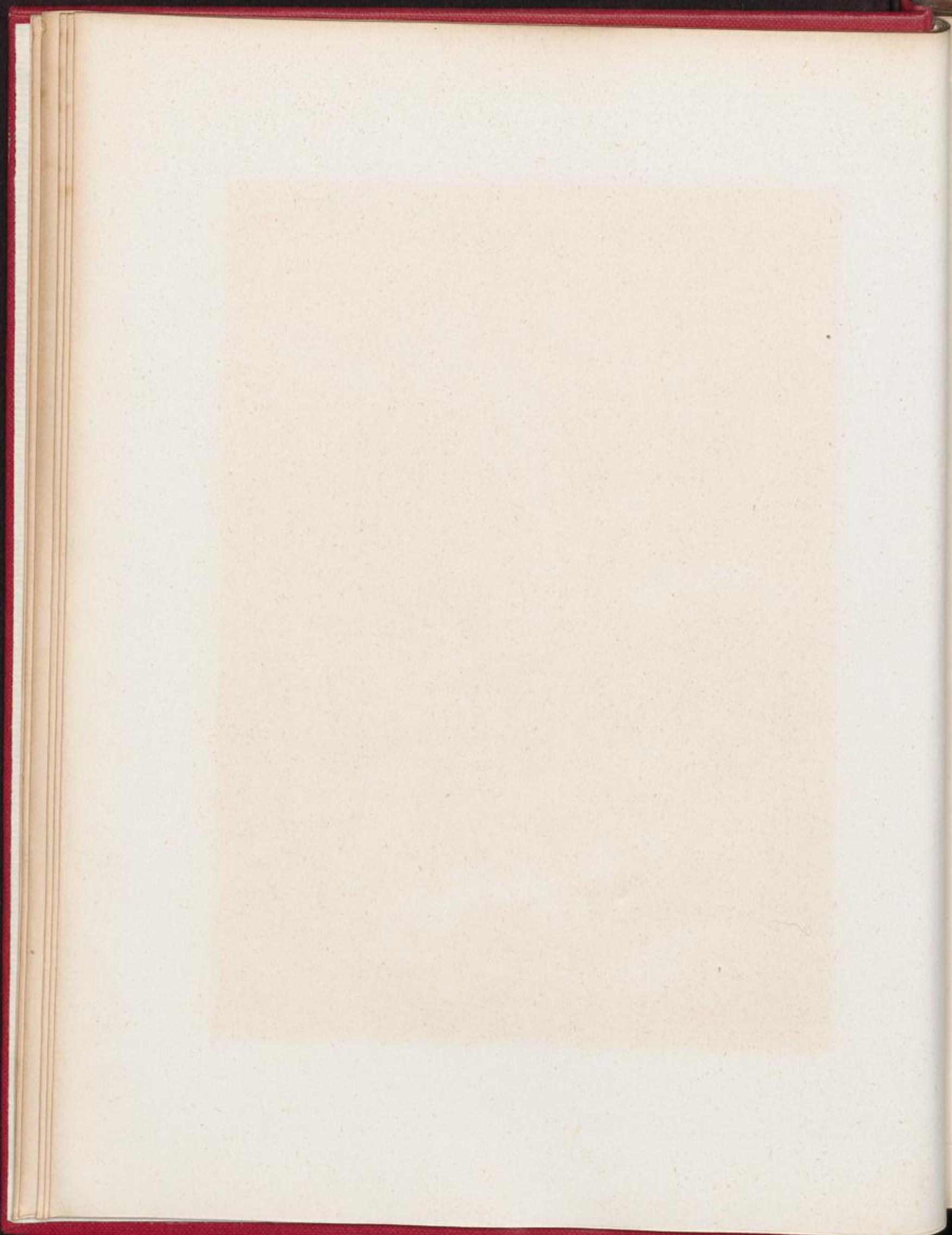
E. BIERMANN.



Stich v. A. Harn

Gravir v. K. Kuhn in Berlin

Die Maximus-Capelle.



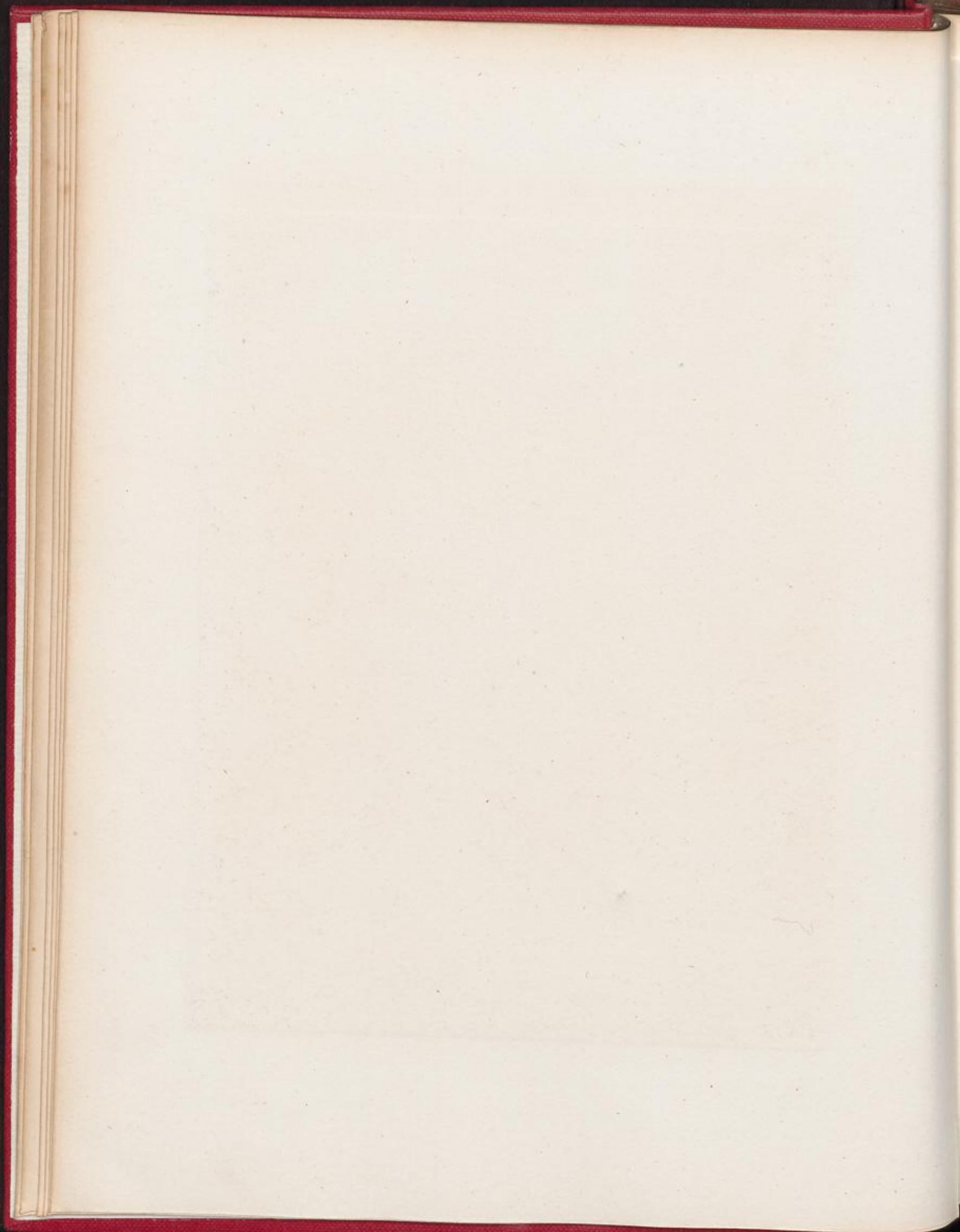
T. SCHMITZSON.



*Schmitzson 59*

Druck v. W. Korn in Berlin

En passant.

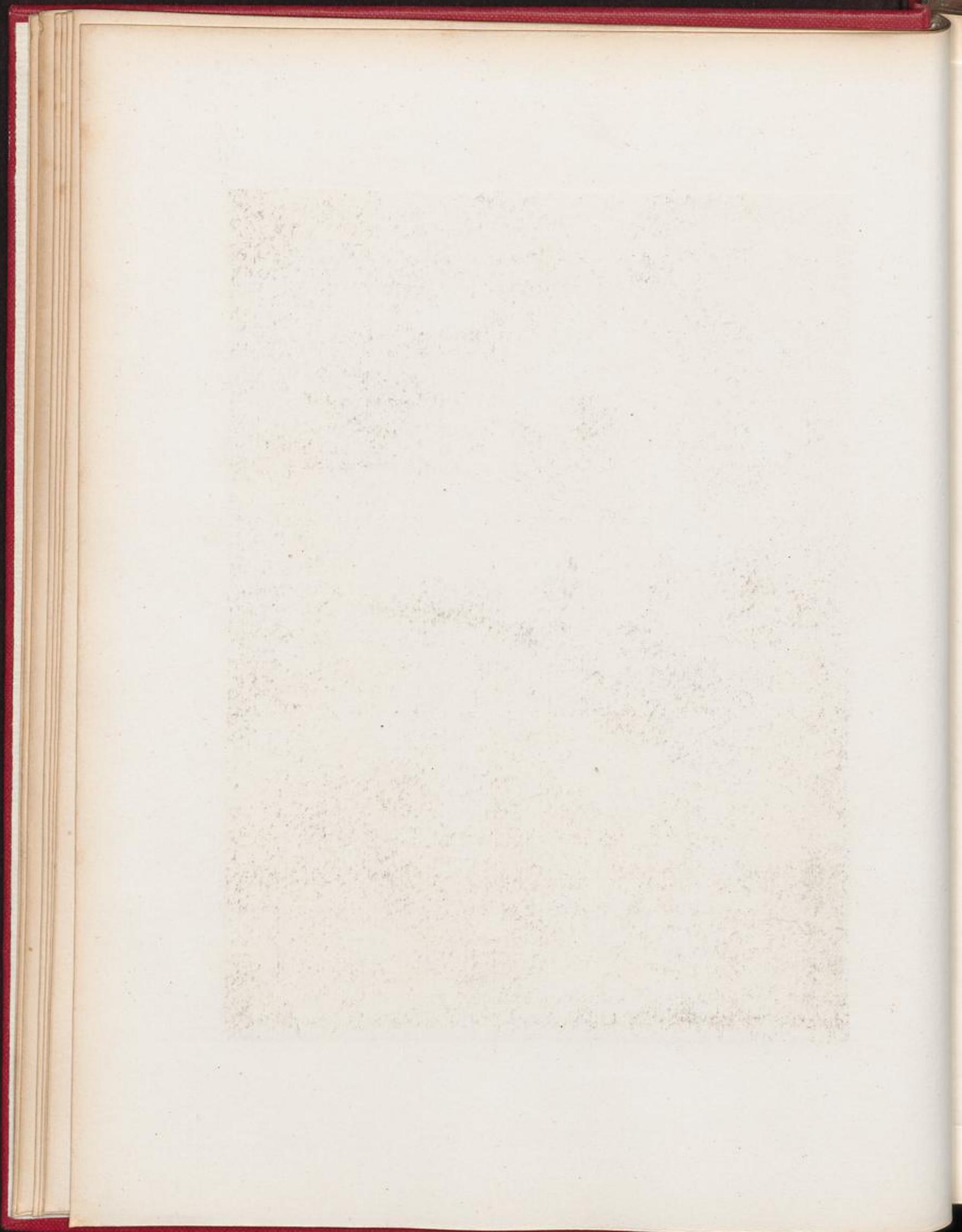


F. KRAUS.

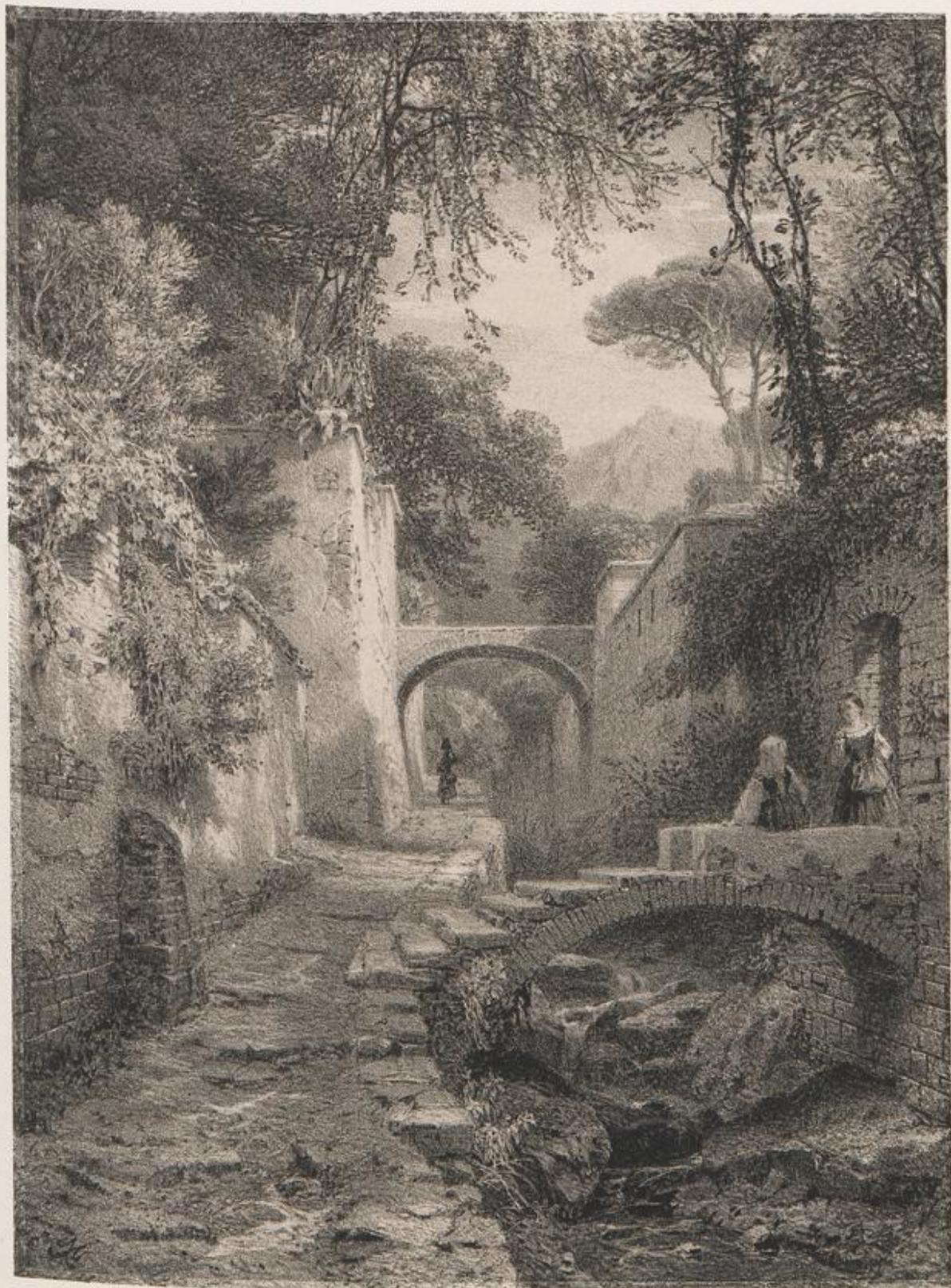


Druck v. W. Koenig in Berlin.

Beppo.



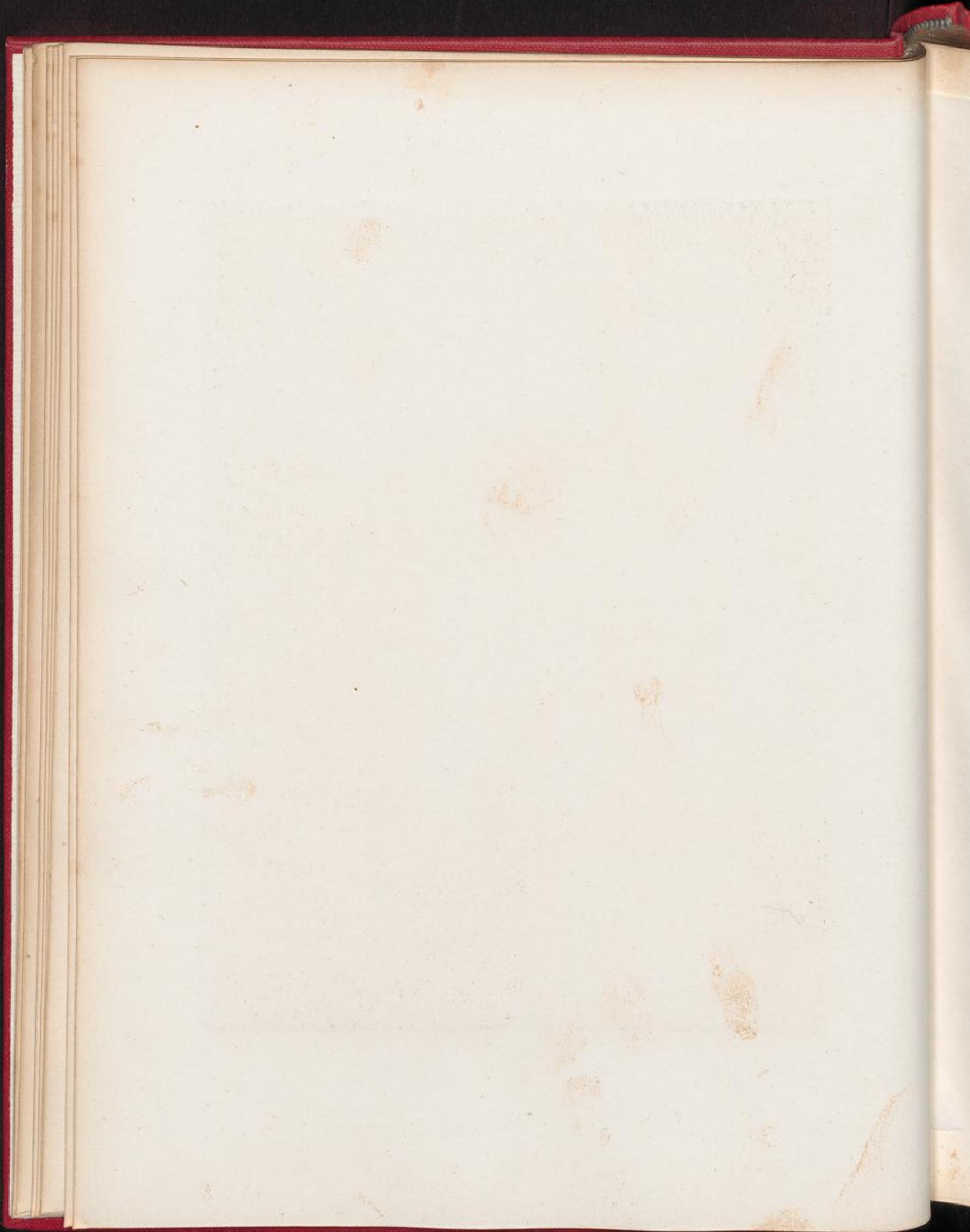
MAX SCHKIDT.



Druck v. W. Korn in Berlin.

An der Gartenmauer.

[Villa Charlotta.]

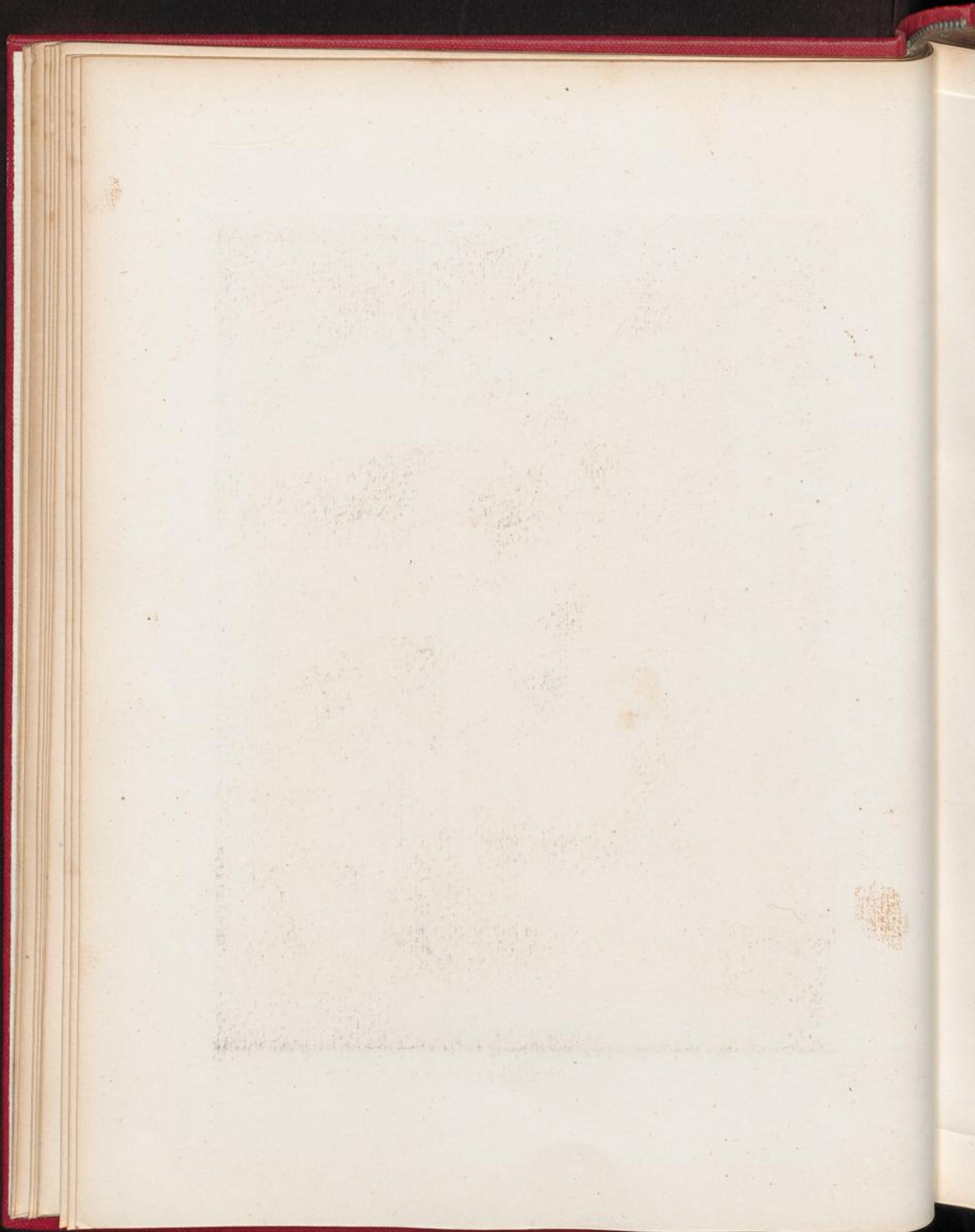


H. KRETZSCHMER.



Druck v. Bohn in Berlin.

Griechischer Maler.

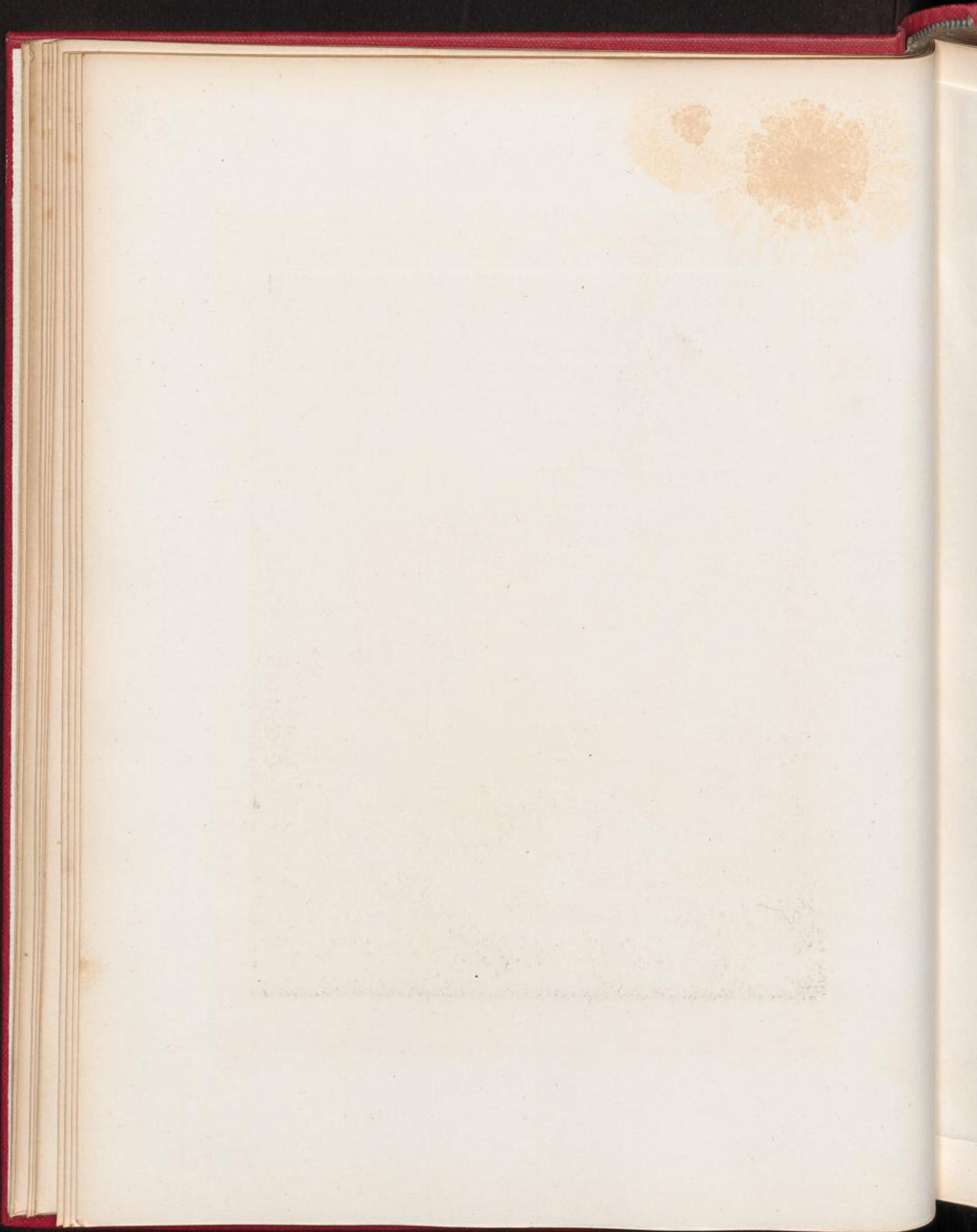


A.SCHAAL.



Druck v. W. Korn in Berlin

Überredung.

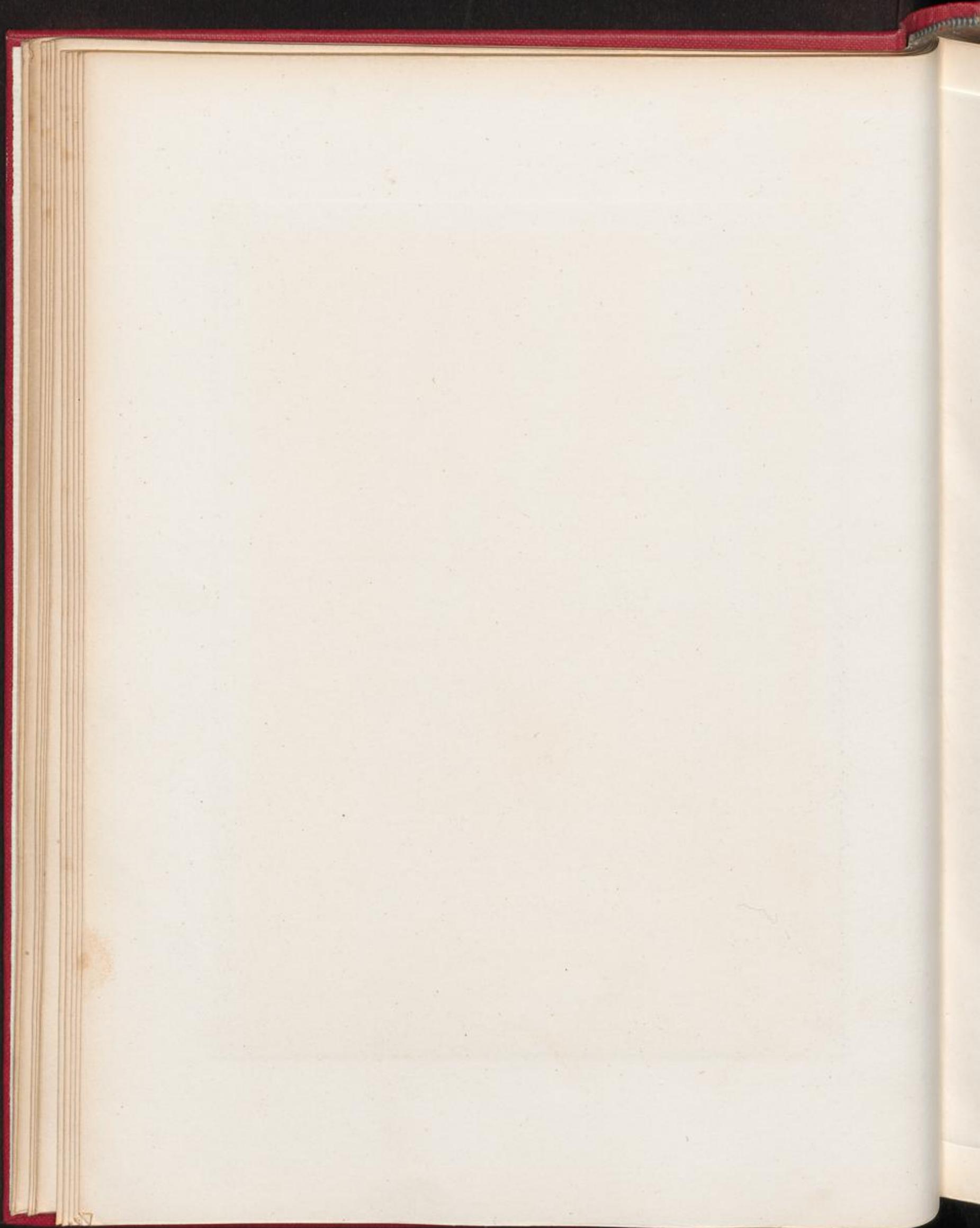


C. HOGUET.



2000 x 1500 in Berlin

Ebbe.



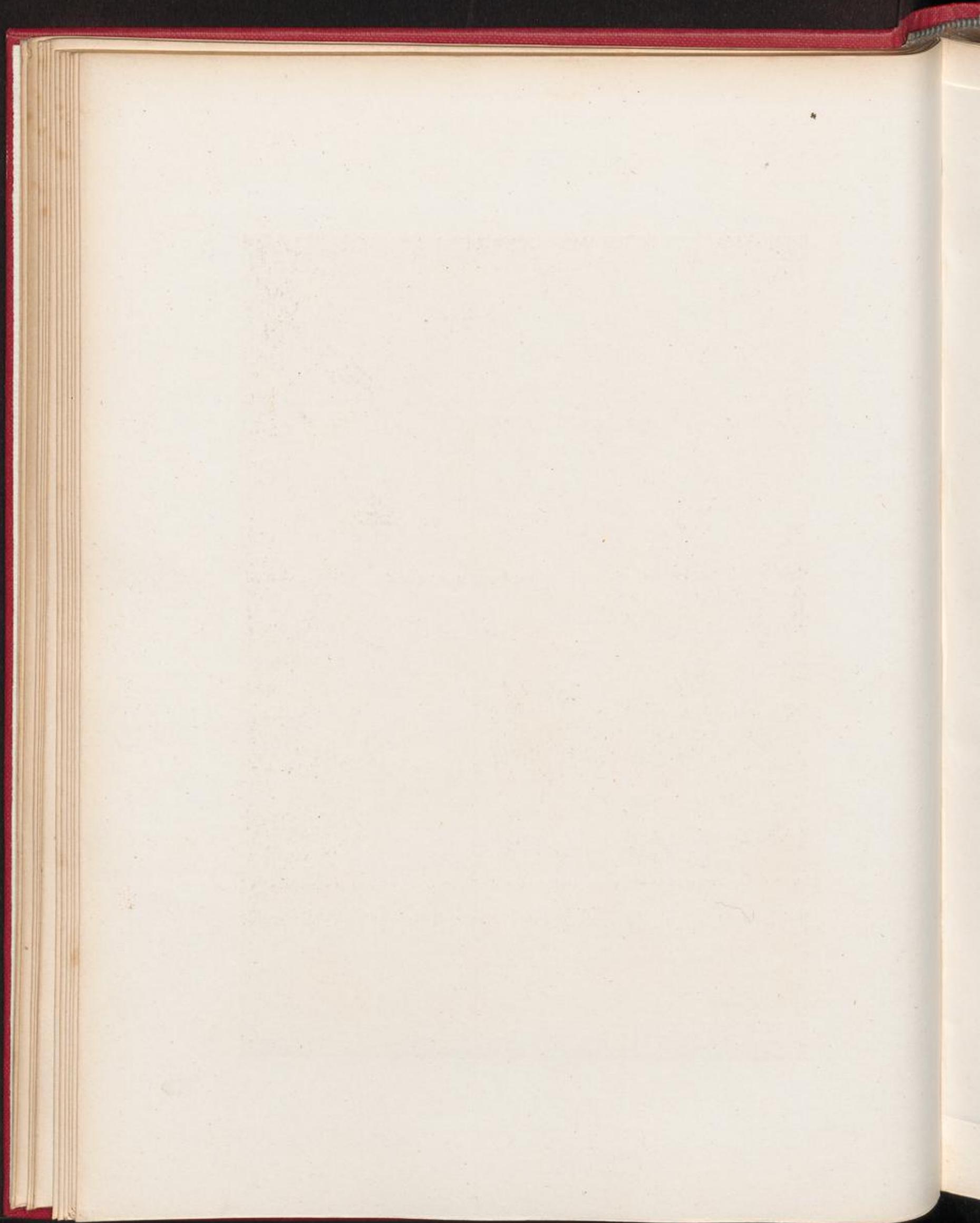
G. RICHTER.



Lit. v. C. Peckert

Druck v. W. Korn in Berlin.

Studium.

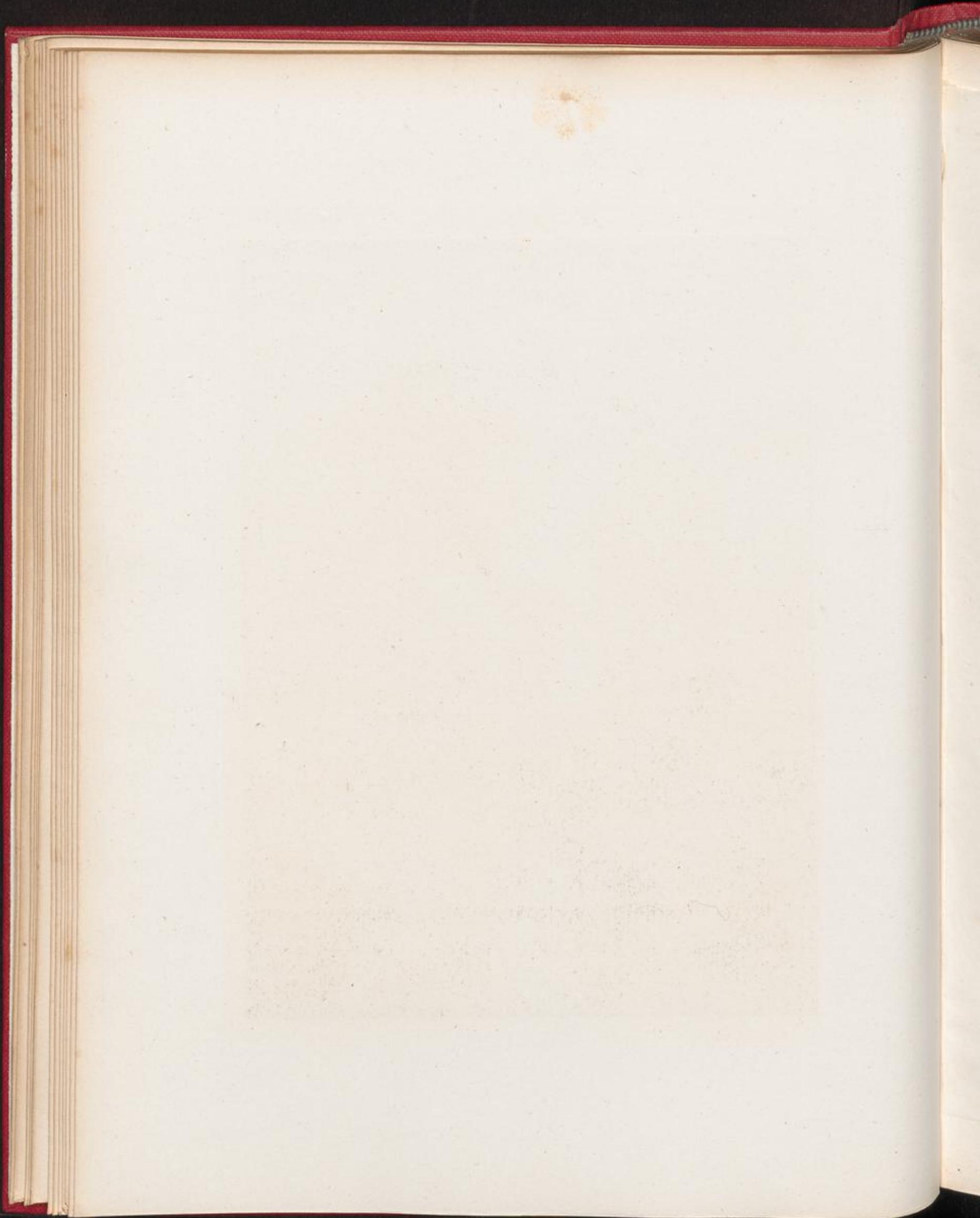


TH. ROSEMANN.



Druck v. W. Korn in Berlin

Nicht weiter!

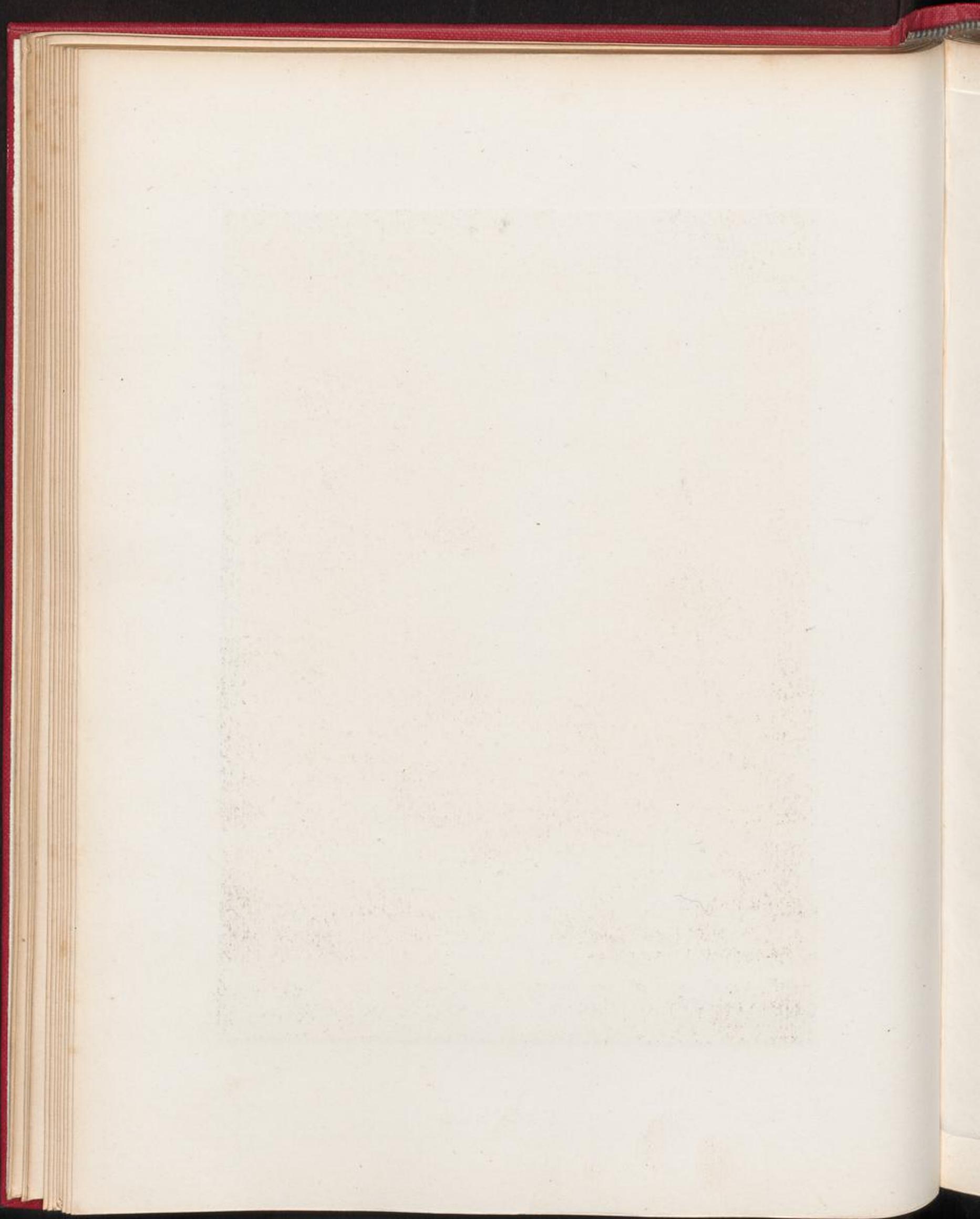


A. HAUN.



Rad. v. W. Koenig in Berlin

Am Mühltrich.

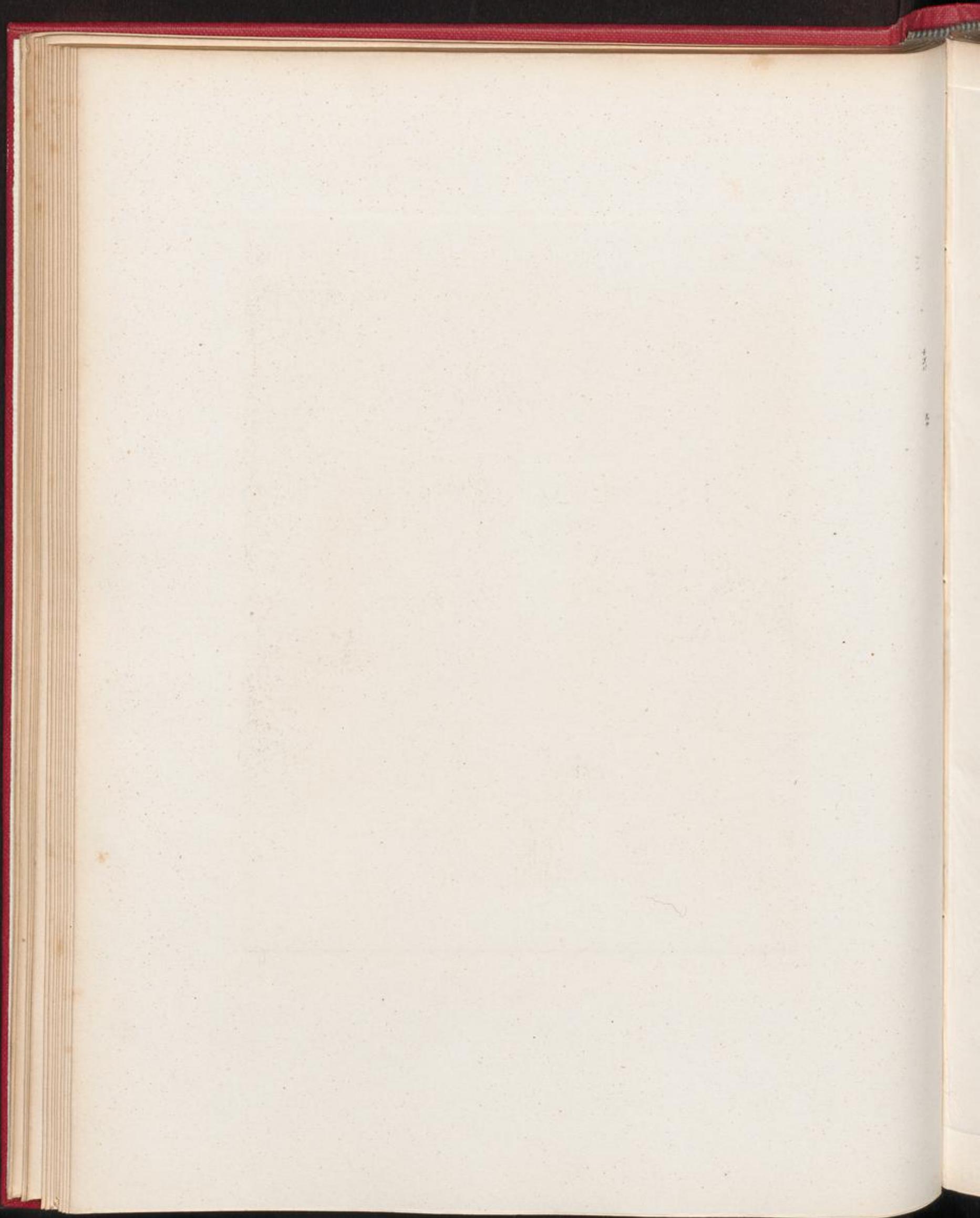


C. STEFFECK.



Designé par W. Kars in Berlin

Qui vive ?

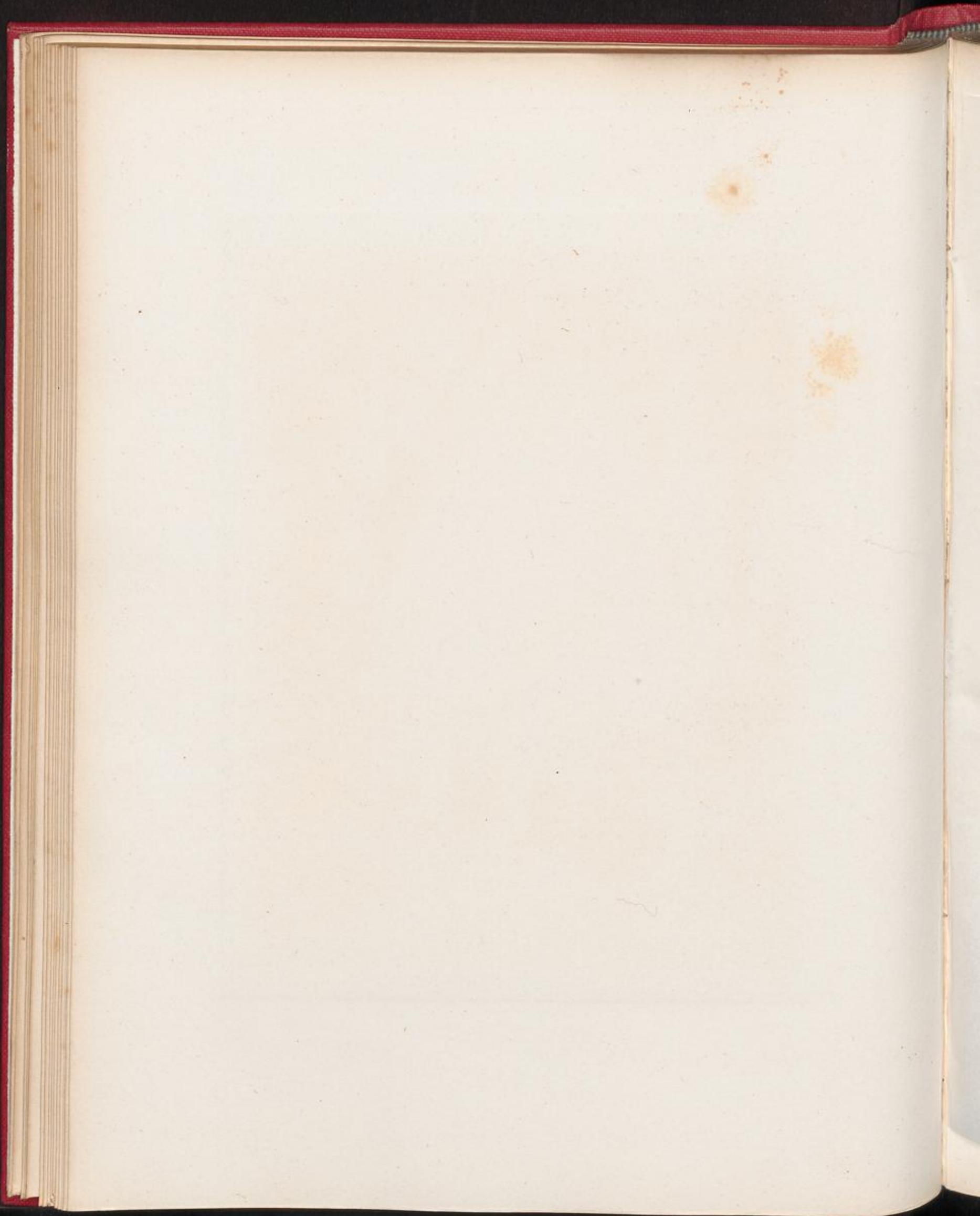


O. WEBER.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Dorfbarbier.

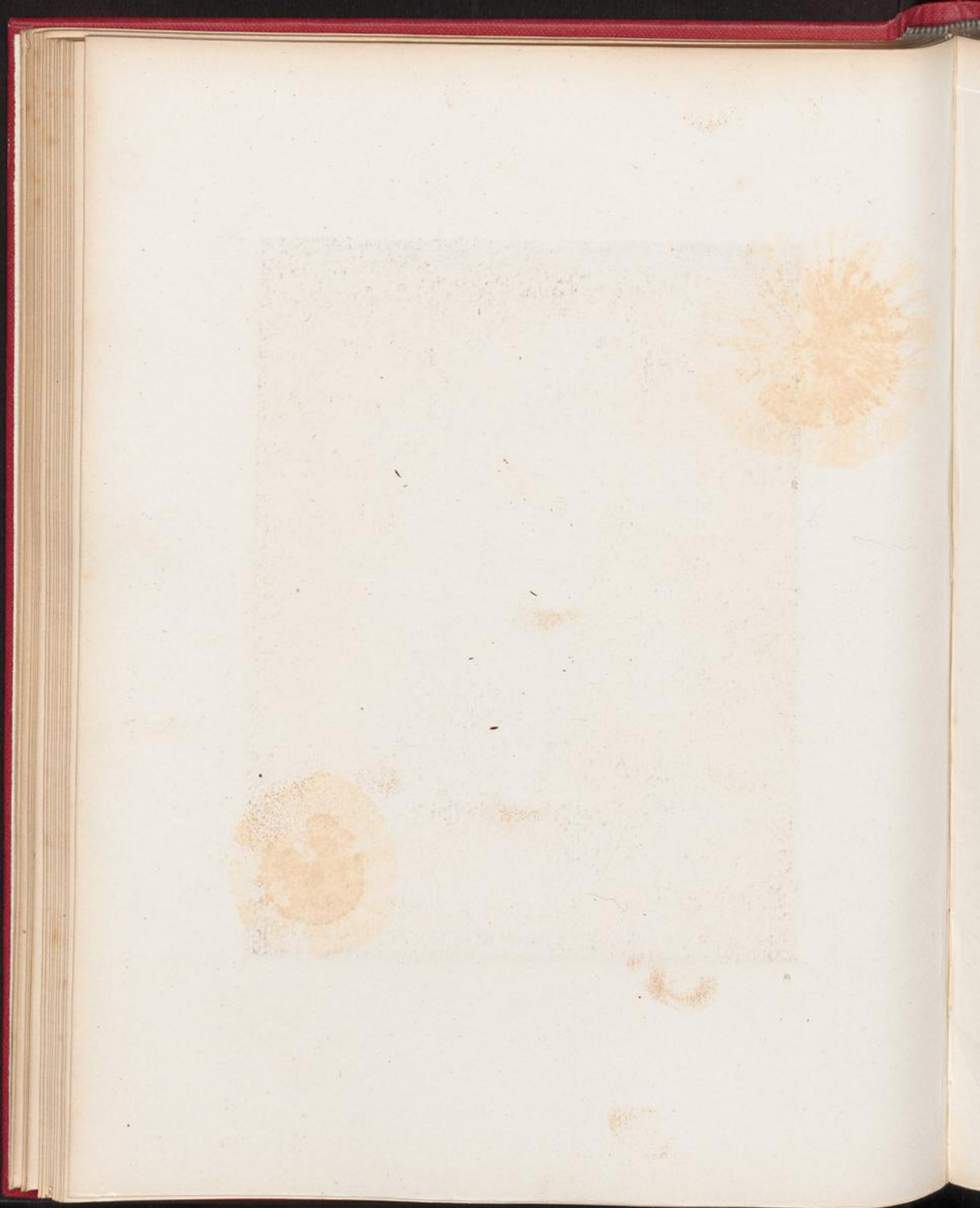


W. RIEFSTAHL.



Druck v. W. Rosen in Berlin.

Das Pfarrhaus.

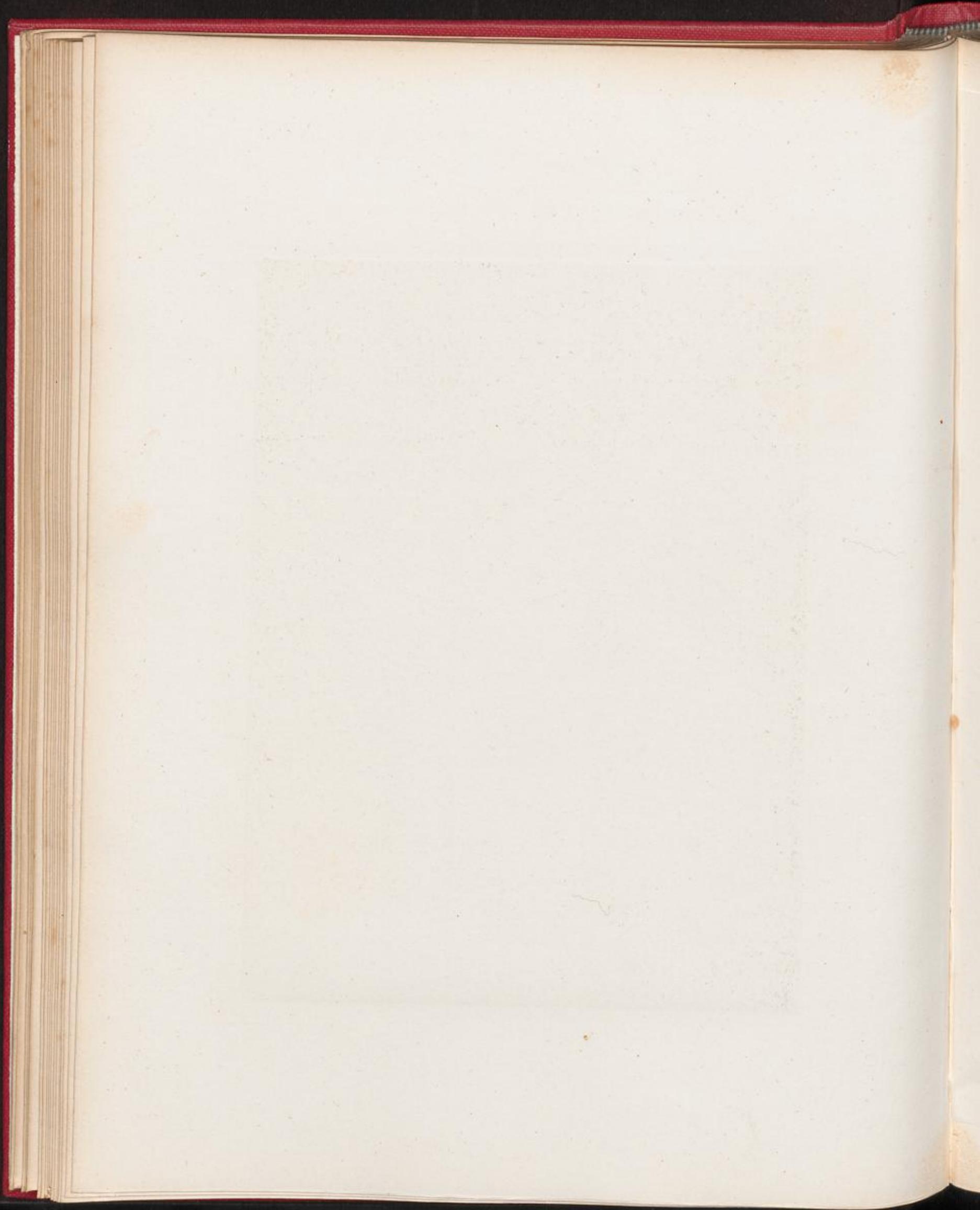


O. WISNIEWSKI.



Druck v. W. Horn in Berlin.

Im Sonnenschein.

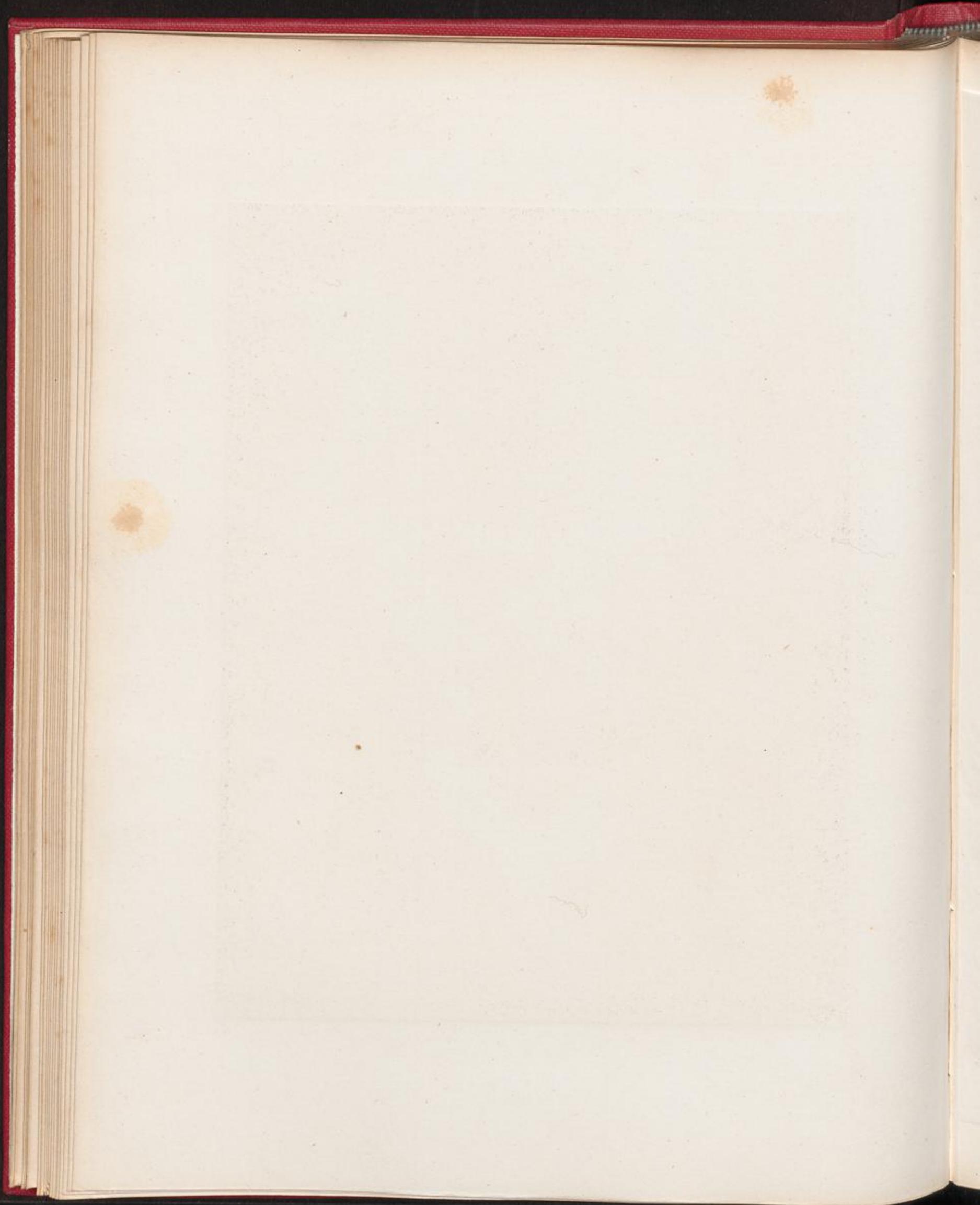


C. ARNOLD.



Druck v. W. Hertz in Berlin.

Täuschungen.

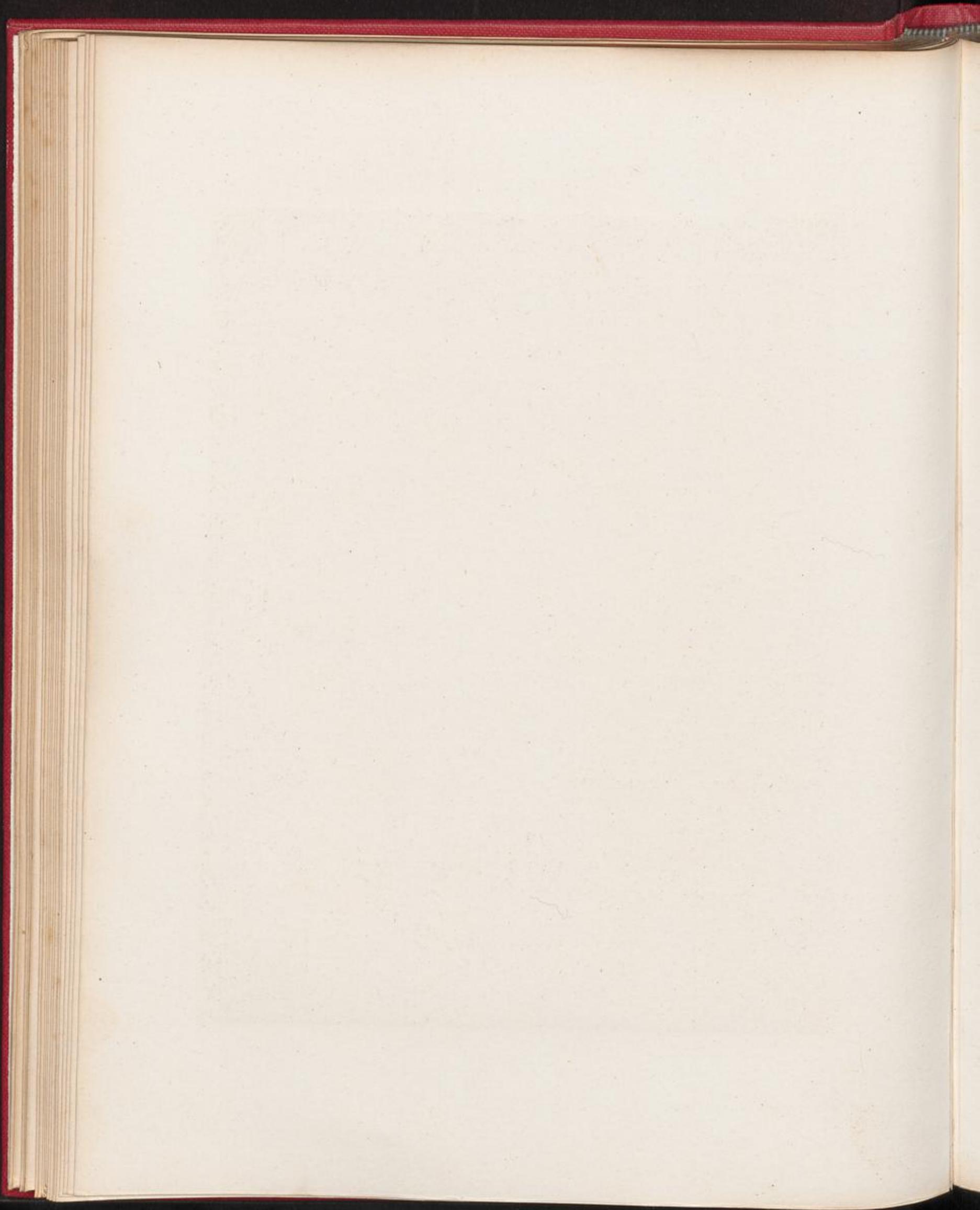


L. LÖFFLER.



Druck v. W. Koenig in Berlin.

Die Mutter der Debutantin.



## Das Gewitter.

Bruchstück aus einem erzählenden Gedicht.

Von Emanuel Geibel.

Schnell rinnt die Zeit. Julian zählt sechszehn Jahr  
Am Tag, zu dem uns jetzt die Reime führen.  
'S ist hoher Sommer; über'm Strome klar  
Bittert die Luft; kein Wipfel mag sich rühren.  
Doch nimmst du wohl ein munt'res Glänzen wahr  
Am alten Haus Valer's; Gefirn's und Thüren  
Umkränzen Blumen und belaubt Geäst;  
Man feiert drin der Mutter Namensfest.

Vorüber längst ist schon die Mittagstunde,  
Doch sitzt der kleine Kreis noch traut beim Mahl;  
Des Nachtisch's Früchte prangen in der Munde,  
Dazwischen blinken nach des Hausherrn Wahl  
Zwei braune Flaschen aus des Kellers Grunde;  
Des Elfers Blume flattert durch den Saal,  
Und wie der dritte Römer folgt dem zweiten,  
Gedenkt man alter, blickt in künft'ge Zeiten.

Da ruft Valer: Wohl darf ich rühmend sagen,  
Daß ich ein neidenswerth Geschick empfang,  
Dem süß're Frucht das Leben stets getragen  
Und Liebe fort und fort zur Seite ging.  
Oft steh' ich still und denke fast mit Bagen  
An jenes alten Inselekönigs Ring;  
Das ist das Loos der Sterblichkeit: wir sorgen  
Am heitern Tage doppelt bang um morgen.

Doch Anna spricht: ich leg' in Gottes Hände  
Mein Schicksal ruhig, wie ich's that bis heut;  
Und dank' ihm sonder Klügeln. Was er sende,  
Mir sei's gesegnet, Beides Leid und Freud'.

Nur eins ersieh' ich: Liebe bis an's Ende. —  
Sie schweigt, und wie das Glas Valer ihr deut,  
Treu stößt sie an, doch mit gedämpfem Schall  
Berspringt des Römers funkelnder Krystall. —

Man hebt die Tafel auf. Da greift Julian  
Zum leichten Jagdgewehr und eilt mit Singen  
Hinauf den Thalgrund auf gewund'ner Bahn,  
Bis wo im Bach des Schmelzwerks Räder schwingen,  
Dort klimmt er seitwärts in der Schlucht hinan  
Durch rothes Steingeröll und Brombeerschlingen;  
Bald ist die Höh' erreicht und freudig oben  
Sieht er vom Waldesschatten sich umwoben.

Pfadlos durchschweift der Jüngling Forst und Kluff  
Doch späht umsonst nach Beut' er hin und wieder,  
Denn schwül und immer schwüler wird die Luft,  
Und bann't in's schatt'ge Nest das Waldgefieder.  
Der Sonne Schild verschwinnt in trübem Duff,  
Der sich zu Wolken aufballt; schlaff hernieder  
Gleich durst'gen Zungen hängt das Laub der Wipfel,  
Da steht er athmend vor des Bergzugs Gipfel.

Den Fuß der Klippe, deren Firs geplatet  
Die wald'gen Höh'n, das Stromthal überschaut,  
Umzieht von Tannendunkel dicht beschattet  
Goldgrünes Moos und wuchernd Farrenkraut.  
Die Stelle lockt zur Raft; er wirft ermattet  
Zu Boden sich; und wie nun rings kein Laut  
Erschallt, als fern des Spechts eintönig Hämmern,  
Beginnt es vor den Sinnen ihm zu dämmern.

Bald liegt er fest im Schlaf. Da kommt im Traum  
Ein wunderbares Bild vor sein Gemüth;  
Er sieht in unbekanntem Gartenraum  
Die Eltern ruh'n, vom Abendroth umglüht;  
Sie sind's, er weiß es, doch erkennt er kaum  
Ihr Antlitz, das im Reiz der Jugend blüht;  
Da tritt zum Paar ein Fremdling, dem zur Seiten  
Zwei Kelter von des Goldes Farbe schreiten.

Ihr Auge flammt, aus ihren Rüstern bricht  
Der scharfe Hauch in leichten Feuerstreifen,  
Die reiche Mähne fließt wie wallend Licht,  
Der Huf scheint zornig in den Kies zu greifen,  
Als wär sein Element die Erde nicht,  
Und sonst sein Amt, auf anderer Bahn zu schweifen;  
Der Fremdling winkt, mit Bangen sieht Julian  
Die Eltern den gefeyten Rossen nah'n.

Und plötzlich steht's im Innersten ihm klar:  
Sie müssen fort. — Schon sind sie aufgestiegen, —  
Hin strebt er, ruft. Doch fühlt er wunderbar  
Des Fußes Kraft, die Stimme sich versiegen;  
Nur daß sie lächeln wird er noch gewahr,  
Dann sieht er tausend sie von dannen fliegen, —  
Fahrt wohl! — Da trifft ein Donnerschlag sein Ohr,  
Und jählings fährt er aus dem Schlaf empor.

Sich sammelnd lauscht er. Lang nachmurrend klingt  
Der Donner aus an des Gebirges Klanken,  
Der ihn erweckt; durch's Schwarz der Tannen dringt  
Ein fahles Licht, die düstern Aeste schwanen  
Vom Sturm geschüttelt, der in Stößen springt,  
Und Laub umherstreut und zerbroch'ne Ranken;  
Da treibt's den Knaben, bei des Wetters Grauen  
Vom Gipfelsfels das Land zu überschauen.

Er klimmt empor und blickt hinaus; doch wer  
Malt was er schaut? Ringsum im weiten Bogen  
Gethürmt Gewölk im Kampf, vom Abend her  
Mit kupferfarb'gem Leuchten überflogen:  
Dicht unter ihm der Wipfel fluthend Meer,  
Im Thal des Stromes zornempörtes Wogen,  
Die Ferne schwarz, und drüberhin im Grimme  
Heulend und pfeifend des Orkanes Stimme.

Und nun ein Bliß, der ob den finstern Gründen  
Die Feuerflügel schwingt, als wollt er jach  
Mit seiner Gluth ringsum die Höhn entzünden;  
Und gleich darauf der Wolkenburg Getrach,  
Als ob sie trümmernd stürzt. In hundert Schlünden  
Dampf weiter zürnend grollt das Echo nach.  
Noch ist's am fernsten Gipfel nicht verendet,  
Als schon ein zweiter Strahl den Knaben blendet.

Und wieder flammt's, und eh' die Loh'n erstarben,  
Zum vierten Mal; die Blitze sprüh'n zu zwei'n,  
Zu dreien jezt. Hier schießt es schwefelfarben  
Wie Schlangen züngelnd in die Nacht hinein,  
Dort fällt's herab in brennend rothen Garben,  
Dort zuckt es wimpergleich in blauem Schein;  
Die Beste will, durchhallt von Donnerschlägen,  
Bergeh'n, so scheint's, in Einen Feuerregen.

Es dröhnt und wankt der Boden wie im Krampf,  
Der Rhein, zum Grund durchwühlt von Wetterstreichen,  
Bäumt siedend auf, vom Forste wirbelt Dampf  
Und Funksaaf aus durchgespalt'nen Eichen;  
Wie oft Julian der Elemente Kampf  
Belauscht, nie sah er solchen Chaosgleichem  
Aufruhr der Ding', und tief erschüttert beb't  
Sein Herz, das zwischen Angst und Jubel schwebt.

So starrt er angewurzelt in's Getos',  
Bis fern das Spätroth glüht, die Donner schweigen;  
Da reißt er endlich mit Gewalt sich los  
Und stürmt zu Thal auf schroffen Felsensteigen;  
Indem zerbiest der Wolken schwarzer Schoos,  
Und schwer von Tropfen klingt es auf den Zweigen,  
Als er im Dämmerlicht mit hast'gem Schritt  
Den Gartenpfad und dann das Haus betritt.

Todtstill empfängt's ihn. Rings vom Grund zum Dach  
Kein Laut! Nur am Gewölb' aus Stein gehauen  
Unheimlich schallt im Flur sein Fußtritt nach;  
Da denkt er plötzlich seines Traums mit Grauen.  
Er kliegt die Stieg' empor zum Thuringemach,  
Der Eltern liebes Angesicht zu schauen;  
Rasch pocht er, öffnet, doch sein Blut wird Eis  
Beim Anblick, den er nicht zu deuten weiß.

Denn ohne Regung sieht er, ohne Laut  
Die Beiden ruh'n im Sitz am Fensterbogen,  
Auf des Geliebten Schulter lehnt vertraut  
Sich Anna's Haupt von Lilienweiß umzogen;  
Sie lächeln, wie er's jüngst im Schlaf geschaut,  
Doch lächelt Marmor so. Von Angst durchflogen  
Stürzt er herzu, ruft, rüttelt sie — vergebens!  
Dahin auf immer ist der Hauch des Lebens.

Er schreit nach Hülfe, starrt umher entsetzt:  
Wie ist's gesch'eh'n? In makelloser Frische  
Blühn rings die hohen Blumen, unverletzt  
Liegt Anna's Psalter offen auf dem Tische;  
Da blickt er auf, und plötzlich weiß er's jetzt;  
Ein zack'ger Riß im Sims der Erkerische,  
Brandspuren an des Fensters Pfeiler sagen:  
Hier fuhr der Blitz herein, der sie erschlagen.

So war's. Eh' bei des Lebens Gastgebot  
Der Krugerschöpfst, zum Stumpf gebrannt die Kerzen,  
Hat auf den Feuerrossen sie der Tod  
Bereint entführt, urplötzlich, sonder Schmerzen.  
Vom Frost des Alters, von der Trennung Noth  
Unangetastet schlugen ihre Herzen  
Den höchsten Schlag, und keinen mehr hinfort;  
So stirbt die Weiß im vollsten Schlußakord.

Der höchste Kummer weint nicht. Unverwandt  
Den Blick geheftet auf die theuren Büge,  
Stumm preßt Julian der Mutter starre Hand;  
Selbst starr, als ob auch seine Brust nicht schlüge;

Er fühlt nur eins, daß all' sein Glück entschwand,  
Trost dünkt ihm Lästung, jeder Zuspruch Lüge.  
Berthold, der treue Freund, läßt ihn gewähren;  
Schmerz, weiß er, muß wie Most zur Klarheit gähren.

Am Tag erst, da man mit Geläut und Chor  
Die Hüllen beigesezt in heil'gen Mauern,  
Mit sanftem Wort vor seines Bögling's Ohr  
Kennt er die Theuren, die sie nun betauern.  
Erst horcht der Knabe wie verträumt einpor,  
Dann aber plötzlich fliegt ein krampfhaft Schauern  
Durch all' sein Wesen hin; er schluchzt gewaltsam,  
Und seine Thränen fluthen unaufhaltsam.

Und dann, indem die Augen fort und fort  
Ihm quellen, spricht er, Anfangs fast mit Bagen,  
Doch bald, zum Strom gelöst, aus Bett und Bord  
Schwillt sein Gefühl, und seiner Pulse Schlagen  
Wird ruhiger. Erlösung wohnt im Wort,  
Das ist der alte Schmerz nicht, den wir klagen;  
Vom Herzen sinkt uns mit der Stummheit Bann  
Die halbe Last. — So kommt die Nacht heran.

Noch weinend schläft er ein, und fest in Haft  
Hält ihn der Schlaf bis zu des Frühroths Strahle,  
Da springt er auf und spürt dem Druck entrafft,  
Daß er kein Kind mehr sei, zum ersten Male.  
In seinem Busen rühret sich eine Kraft,  
Wie sie das Feuer leihet dem spröden Stahle;  
Er fühlt's, ihn hat der Schmerz in diesen Tagen  
Zum Ritter für des Lebens Kampf geschlagen. —

## Das Trauerspiel von Afghanistan.

Von Theodor Fontane.

Der Schnee leis stäubend vom Himmel fällt,  
Ein Reiter vor Dschellalabad hält,  
„Wer da!“ „Ein britischer Reitersmann,  
Bringe Botschaft aus Afghanistan.“

Afghanistan! das klang so matt,  
Es umdrängt den Reiter die halbe Stadt,

Sir Robert Sale, der Commandant,  
Hebt ihn vom Rosse mit eigener Hand.

Sie führen in's steinerne Wachtthaus ihn,  
Sie setzen ihn nieder an den Kamin,  
Wie wärmt ihn das Feuer, wie labt ihn das Licht,  
Er athmet hoch auf und dankt und spricht:

„Wir waren dreizehntausend Mann,  
Von Cabul unser Zug begann,  
Soldaten, Führer, Weib und Kind,  
Erstarrt, erschlagen, verrathen sind.“

„Zersprengt ist unser ganzes Heer,  
Was lebt irrt draussen in Nacht umher,  
Mir hat ein Gott die Rettung gegönnt,  
Seht zu, ob den Rest ihr retten könnt.“

Sir Robert stieg auf den Festungswall,  
Offiziere, Soldaten folgten ihm all,  
Sir Robert sprach: „Der Schnee fällt dicht,  
Die uns suchen, sie können uns finden nicht;“

„Sie irren wie Blinde und sind uns so nah,  
So laßt sie's hören, daß wir da,

Stimmt an ein Lied von Heimath und Haus,  
Trompeter bläst in die Nacht hinaus!“

Da huben sie an und sie wurden's nicht müd,  
Durch die Nacht hin klang es Lied um Lied,  
Erst englische Lieder mit fröhlichem Klang,  
Dann Hochlandslieder wie Klagegesang.

Sie bliesen die Nacht und über den Tag,  
Laut wie nur die Liebe rufen mag,  
Sie bliesen — es kam die zweite Nacht,  
Umsonst, daß ihr ruft, umsonst, daß ihr wacht.

Die hören sollen, sie hören nicht mehr,  
Vernichtet ist das ganze Heer,  
Mit Dreizehntausend der Zug begann,  
Einer kam heim aus Afghanistan.

### Graf Hanno.

Portugiesische Volksromanze.

Uebersetzt von H. S. von Schaf.

Die Infantin weinte, weinte,  
Und sie hatte Grund dazu;  
Daß sie unvermählt geblieben,  
Schuf ihr Kummer und Verdruß.  
Auf dem Bett erwacht der König,  
Weil so sehr sie weint und schluchzt.  
„Theure Tochter, sprich, was hast Du?  
Was ist Deines Klagens Grund?“  
„Was ich habe? An dem Leben,  
Vater, hab' ich Ueberdruß;  
Unvermählt blieb von drei Schwestern  
Ich nur, ich die Eine nur.“ —  
„Und wie soll ich da Dir helfen?  
Schuld daran bist einzig Du.  
Normandie und Aquitanien  
Sandten Werber ja genug,  
Aber unhold warst du ihnen,  
Hörtest nicht auf ihr Gesuch.  
Keiner ist mir, ihn zum Manne  
Dir zu geben, ganz nach Wunsch,  
Nur Graf Hanno, wenn er ledig

Wäre, taugte wohl dazu.“ —

„Dieser ist, geliebter Vater,  
Dieser meines Herzens Lust;  
Kinder hat er jetzt und Gattin,  
Doch steht schwer bei mir in Schuld,  
Denn er brach den Eid der Treue,  
Den er ehemals mir schwur.“ —

Schleunig, ohne noch zu wissen,  
Was er sagen soll, was thun,  
Heischt der König: „ruft den Grafen,  
Weil ich gleich ihn sprechen muß!“ —

Dem Befehl nach tritt Graf Hanno  
In den Saal der Königsburg.  
„Willst Du, Herr, zum Ruf die Rechte  
Mir zu reichen, wohl geruh'n?“ —  
Zinker giebt der König Antwort:  
„Küsse sie für meine Huld!  
Denn daß Du mit meiner Tochter  
Dich vermählst ist mein Beschluß.“ —  
Fast zu Boden sinkt Graf Hanno,  
Der es hört und spricht dann dumpf:

„Herr, es kann nicht sein, ich stehe  
 Schon in andern Ehebund.“ —  
 „Tödten mußt Du Deine Gattin,  
 Und mein Eidam dann wirst Du.“ —  
 „Herr und König! ich sie tödten,  
 Die sich keiner Schuld bewußt?“ —  
 „Schweig, Graf Hanno, niemals standet  
 Ihr bei mir in hoher Gunst;  
 Nicht mit Königstöchtern übt man  
 Wie mit niedern Weibern Trug.“ —  
 „Wenn Du mich, Gebieter, tödest,  
 So geschieht's mit Recht und Zug,  
 Da ich wider Dich, wohl glaub' ich's,  
 Manch' Vergehen auf mich lud;  
 Doch ein Weib, das nie gesündigt,  
 Tödten, wäre, Herr, verrucht;  
 Nie vergäbe Gott auf Erden  
 Noch im Jenfeit solche Schuld.“ —  
 „Sterben muß die Gräfin; Unheil  
 Stifete sie ja genug;  
 Bringt in dieser goldnen Schüssel  
 Mir ihr Haupt, getrennt vom Rumpf!“ —  
 Aus dem Schlosse ging Graf Hanno,  
 Ging hinweg mit trübem Muth:  
 Neben ihm des Königs Page,  
 Der die Unheilshüssel trug.  
 Schwarz gekleidet war der Page,  
 Schwarz der Graf vom Haupt zum Fuß,  
 Doch noch schwärzer war der Jammer  
 In des Unglücksel'gen Brust.  
 Seiner Heimkehr harret die Gräfin,  
 Und da er sich nähert nun,  
 Fliegt von fern sie mit dem Knäblein  
 Ihm entgegen zum Begrüß.  
 „Sei willkommen, o mein Gatte,  
 Heil sei Deiner Wiederkunft!“  
 Zu dem Haus empor die Treppen  
 Steigt er trauervoll und stumm,  
 Schließt im ganzen Haus die Thüren,  
 Was er nie gepflegt zu thun;  
 Läßt sodann das Nachtmahl bringen,  
 Gleich als hätt' er Essenslust.  
 Beide sehen sich, doch führen  
 Keinen Bissen sie zum Mund;

Stromweis fließen ihre Thränen  
 Nieder auf das Tafeltuch,  
 Auf des holden Söhnleins Lippen  
 Drückt Graf Hanno Kuß auf Kuß,  
 Und das Kind lacht wie ein Engel  
 Ihm vom Mutterbusen zu.  
 Alles, was die Gräfin wahrnimmt,  
 Preßt ihr Herz mit schwerem Druck,  
 Und ihr Sammeruf, ihr Weinen  
 Schallt durch's ganze Haus hindurch.  
 „Sprich, was hast Du, theurer Gatte,  
 Du mein Leben, meine Lust,  
 Reiß mich aus diesen Aengsten,  
 Was befiehlt der Königs uns?“ —  
 Immer stärker seufzt und schluchzt sie,  
 Er will sprechen, doch verstummt;  
 Bärtlich dann mit ihren Armen  
 Biegt sie ihn an ihre Brust.  
 „Deffne mir Dein Herz, Geliebter!  
 Was es drückt, das thu' mir kund!  
 Deine Trauer will ich tragen,  
 Meine Fröhlichkeit nimm Du!“ —  
 Drauf erhoben sich Graf Hanno  
 Und die Gräfin wiederum;  
 Als sie sich auf's Lager warfen,  
 Schloß kein Schlaf ihr Auge zu;  
 Und es flossen solche Worte  
 Von des armen Weibes Mund:  
 „Lieber, als daß ich noch länger  
 Solchen Jammer sehen muß,  
 Tödte mich! beim höchsten Gotte,  
 Bei der Jungfrau bitt' ich drum.“ —  
 „O wer solche That gebietet,  
 Der Tyrann sei schwer verflucht!“ —  
 „Ich versteh' Dich nicht mein Gatte,  
 Sag' mir klar heraus und rund,  
 Welches schwere Unglück ist es,  
 Das sich eindringt zwischen uns?“ —  
 „O Geschick der Unglücksel'gen!  
 Schwer, ja schwer ist Deine Wucht!  
 Tödten soll ich Dich, ja tödten,  
 O mein Weib, mein Leben Du,  
 Und dann die Infantin freien,  
 So befiehlt des Königs Spruch.“ —

Kaum noch, daß er so gesprochen,  
 Kaum, daß ihm dies Wort entfuhr,  
 Als die Gräfin niederstürzte,  
 Ihrer selbst sich nicht bewußt.  
 Hätte doch die Unglücksfel'ge  
 Gleich dort sterben nur gedurft,  
 Da ein größer als des Todes  
 Schmerz sie neu ins Leben ruft.  
 „Schweige, Graf, noch ist ein Ausweg!  
 O vergieße nicht mein Blut!  
 Der Befehl läßt sich umgehen,  
 Höre meinen Rathschlag nur!  
 Sende mich zu meinem Vater,  
 Der so gut ist und voll Huld!  
 Wie ein unvermähltes Mädchen,  
 Doch Dir treu, in strenger Zucht,  
 Keusch, wie immer ich gewesen,  
 Leb' ich dort in seiner Hut,  
 Und erziehe unsern Knaben;  
 Jene würd' es doch nicht thun.“ —  
 „Ach, den König so zu täuschen,  
 Ist vergeblicher Versuch;  
 Sehen will in dieser Schüssel  
 Er Dein Haupt, getrennt vom Rumpf.“ —  
 „Schweige, Schweige doch, Graf Hamo,  
 Einen Ausweg weiß ich nun;  
 Schick' mich in ein Nonnenkloster,  
 Dort von Brod und Wasser nur  
 Will ich leben, bis der Kummer  
 Mich hinabführt in die Gruft;  
 Bin ich todt dann hat von Allen  
 Die Infantin nichts gewußt.“ —  
 „Ach, den König so zu täuschen  
 Ist vergeblicher Versuch;  
 Sehen will in dieser Schüssel  
 Er Dein Haupt, getrennt vom Rumpf.“ —  
 „Wirf denn, fern von Mond und Sonne,  
 Mich in einen finstern Thurm,  
 Wo nach Seufzern ich die Stunden  
 Meines Lebes zählen muß!“ —  
 „Ach, den König so zu täuschen,  
 Ist vergeblicher Versuch;  
 Sehen will in dieser Schüssel  
 Er Dein Haupt, getrennt vom Rumpf.“ —

Kaum noch spricht er's, als der König  
 Außen an der Thüre ruft:  
 „Hast Du sie noch nicht getödtet,  
 Mußt Du's augenblicklich thun?“ —  
 „Gönne Frist mir, o mein Gatte,  
 Frist mir, um zu beten nur!“ —  
 „Wohl! — doch bis zum Frühroth einzig  
 Hast Du Zeit; drum bete kurz!“ —  
 „O, wer beten, beten könnte!  
 Hör' mich, heil'ge Jungfrau, Du!  
 Nicht so sehr das Sterben grämt mich,  
 Wie der Treubruch weh mir thut;  
 Leid ist's mir um Dich mein Gatte,  
 Und um Deine feige Furcht,  
 Denn Du tödtest mich nur deshalb,  
 Weil der König that den Spruch;  
 Möge Gott Dir einst vergeben,  
 Wenn er richtet Deine Schuld!  
 Dem, was ich am meisten liebte,  
 Geb' ich nun den Abschiedsgruß;  
 Euch, ihr Blumen dieses Gartens,  
 Euch, ihr Wellen hier im Fluß!  
 Lebt ihr Rosen wohl, ihr Nelken,  
 Und erfüllt mir einen Wunsch:  
 Wenn mich Alle sonst vergessen,  
 Bleibt doch Ihr mir hold und gut!  
 Reichet mir her den lieben Kleinen,  
 Reichet ihn her an meine Brust,  
 Trinken soll zum letzten Male  
 Er von meines Herzens Blut.  
 Trinke, o mein Knabe, trinke  
 Von der Milch des Sammers nun!  
 Eine gute Mutter, die Dich  
 Innig liebte, hattest Du;  
 Morgen hast Du eine böse,  
 Sei sie auch von Königsblut.“  
 „Horch, die Glocken läuten! Jesus!  
 Wessen Sterben thut das kund?  
 Antwort giebt darauf, o Wunder,  
 So der Säugling an der Brust:  
 „Die Infantin ist gestorben  
 Wegen ihrer schweren Schuld;  
 Ein beglücktes Paar zu scheiden,  
 Solche That hat Gott verflucht!“

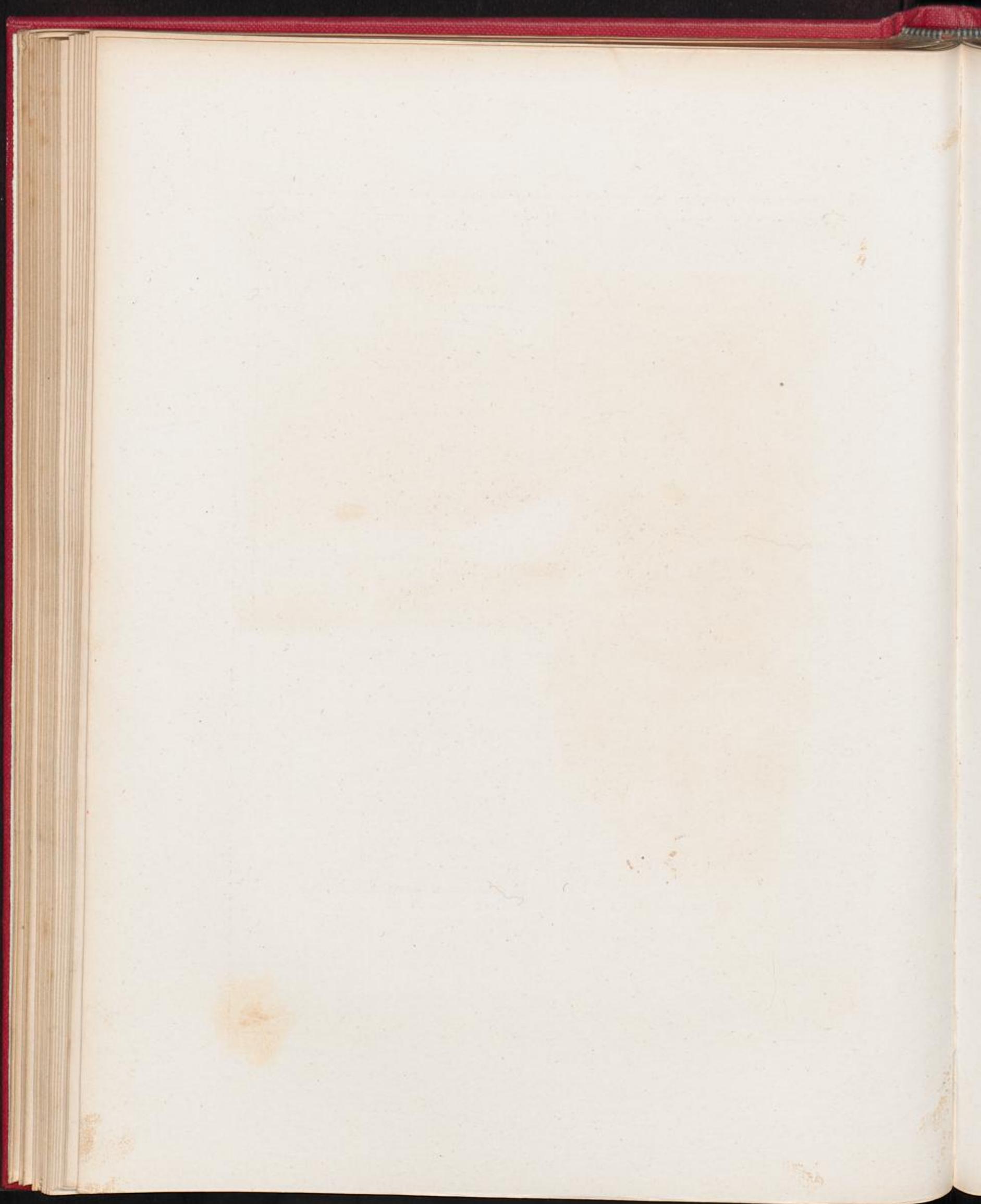


## Prinz Louis Ferdinand.

Von Th. Sontag.

Sechs Fuss hoch aufgeschossen,  
Ein Kriegsgott anzuschau'n,  
Der Liebling der Genossen,  
Der Abgott schöner Frau'n;  
Blauäugig, blond, verwegen  
Und in der jungen Hand  
Den alten Preussendegen:  
Prinz Louis Ferdinand.

Farbendruck von G. Faubke in Berlin



Den Generalitäten  
Lebt er zu undiät,  
Sie räuspern sich und treten  
Vor Seine Majestät;  
Sie sprechen: „Nicht zu dulden  
Ist dieser Lebenslauf,  
Die Mädchen und die Schulden  
Behren den Prinzen auf.“

Der König halb mit Lachen:  
„Dank schön; ich wußt' es schon,  
Und der Weg ihn hier zu machen  
Heißt: Festungs-Garnison;  
Er muß in die Provinzen  
Und nicht länger hier verziehn, —  
Nach Magdeburg mit dem Prinzen  
Und nie Urlaub nach Berlin.“

Der Prinz vernimmt die Mähre,  
Sah eben bei seinem Schah.  
„Nach Magdeburg, auf Ehre,  
Das ist ein schlimmer Flah.“  
Er meldet sich am Orte  
Und es spricht der General:  
„Punkt elf Uhr zum Rapport  
Ein für allemal!“

O Prinz, das will nicht munden,  
Doch denkt er: sei gescheidt;  
Voll vierundzwanzig Stunden  
Sind eine hübsche Zeit;  
Relais; viermal verschlaufen,  
Auf dem Sattel Nachtquartier,  
Und kann's ein Pferd nicht laufen,  
So laufen's ihrer vier.

Hin fliegt er wie die Schwalben,  
Fünf Meilen ist Station;  
Vom Braunen auf den Galben —  
Das ist die Havel schon;  
Vom Galben auf den Schimmel,  
Run faßt die Sehnsucht ihn,  
Drei Meilen noch — hilf Himmel!  
Prinz Louis in Berlin.

Gegeben und genommen  
Wird einer Stunde Glück,  
Dann flugs, wie er gekommen  
Im Flug' auch geht's zurück.  
Elf Uhr am nächsten Tage  
Hält er am alten Ort,  
Und mit dem Glockenschlage  
Dahsetzt er zum Rapport.

Das war nur bloßes Reiten,  
Doch wer so reiten kann,  
Der ist in rechten Zeiten  
Auch wohl der rechte Mann; —  
Schon über die salischen Hügel  
Stürmt ostwärts der Kolos;  
Prinz Louis sitzt am Flügel  
Im Rudolstädter Schloß.

Es blüht der Saal von Kerzen,  
Zwölf Lichter um ihn stehn.  
Nacht ist's in seinem Herzen  
Und Nacht nur kann er sehn.  
Die Töne schwellen, rauschen,  
Es klingt wie Lieb' und Haß.  
Die Damen stehn und lauschen,  
Und was er spielt ist Das:

Zu spät zu Kampf und Beten,  
Der Feinde Rosses-Huf  
Wird über Nacht zertreten,  
Was ein Jahrhundert schuf.  
Ich seh' es fallen, enden,  
Und wie Alles zusammenbricht!  
Ich kann den Tag nicht wenden,  
Ihn leben will ich nicht.

Und als dies Wort verklingen  
Kollt Donner schon der Schlacht;  
Er hat sich aufgeschwungen,  
Sein Herz noch einmal lacht;  
Voraus den Andern allen  
Er stolz zusammenbrach —  
Prinz Louis war gefallen  
Und Preußen fiel ihm nach.

## Gedichte von Karl Heigel.

## 1.

Wirst du der schönen Zeit gedenken,  
Da ich dein eigen war, dein eigen war?  
Wirst du dich keinem Andern schenken,  
Wenn ich dir fern ein langes Jahr?

Mir wühlt die Angst im tiefsten Herzen,  
Daß ich jetzt scheiden muß, jetzt scheiden muß.  
Warst du denn glücklich? Ach, mit Schmerzen  
Erkauften wir uns jeden Kuß.

Womit denn schmückt' ich dir dein Leben?  
Ich stahl dir deine Ruh', die süße Ruh'.  
Nur Lieder hab' ich dir gegeben,  
Und über diese weintest du!

In uns und um uns Wetterchwüle, —  
Wo blieb der Sonnenschein, der Sonnenschein?  
Kein Haus, kein Kirchlein zum Asyl,  
Wir stehen freudlos und allein!

Und doch, aus deinen Augen glänzet  
Mir hold ein künft'ges Glück, ein künft'ges Glück,  
Mir ist's, mit stolzem Grün einst kränzet  
Mich deine Hand, kehre ich zurück.

## 2.

Die Welt wird still; vom Himmel weh'n  
Im Winde schon die ersten Flocken.  
Der Winter, sagen sie, wird geh'n,  
Du kannst noch manchen Frühling sehn,  
Noch braun sind deine Locken.

Was, sagen sie, siehst du die Zahl  
Der Jahre wachsen tief erschrocken?  
Tras dich bisher nur Müh' und Qual,  
Auch dir noch blüht das Glück einmal;  
Noch braun sind deine Locken! — —

Er starb, noch eh' sein Glück begann,  
Noch eh' sein Aug' vom Weinen trocken.  
Sie aber sagten: Sel'ger Mann!  
Er starb, bevor der Herbst begann;  
Noch braun sind seine Locken!

## 3.

Neige dich, du lichter Tag,  
Denn die Stunden sind so schön,  
Wenn auf jenen sanften Höh'n  
Wandelt sacht der Mondenschein,  
Und mit leisem Flügelschlag  
Weht die Abendluft ins Zimmer.

Stille blick' ich dann hinaus  
Wie im Strom ein Schiffelein zieht,  
Sich der Wald im Wasser schiebt,  
Oder langsam seine Kreise  
Zieht ein Vogel über'm Haus,  
Zaudernd noch zur Weiterreise.

Wohl! wer glücklich ist, er mag  
Sich am Sonnenglanz erfreu'n.  
Wer den Tag hat zu bereu'n  
Ihm auch sei ein Glück beschieden —  
Neige dich, du lichter Tag!  
Mit dem Abend kommt der Frieden.

## 4. Abschied von München.

Wenn wiederum die Sonne sinket  
Und friedlich Mond und Abendstern  
An deinem Kammerfenster blinket,  
Dann — denk es, Seele! — bist du fern.

Durch diese trautgewohnten Gassen  
Wirst du schon morgen nicht mehr geh'n;  
Doch hast die Heimath du verlassen,  
Wer bürgt dir für ein Wiedersehn?

Die sonst dir feindlich fremd erschienen —  
 Nun ist erfüllt ja dein Begehrt,  
 Freundloser Du: du gehst von ihnen!  
 Was wird der Abschied dir so schwer?

Der du im ungestümen Sehnen  
 Der Andern Glück für dich begehrt,  
 Nun siehst du deiner Mutter Thränen,  
 Nun fühlst du deinen Reichtum erst.

Wohl mag der Schweizer Seufzer senden  
 Nach seines Berglands Herrlichkeit;

Ich habe zwischen fahlen Wänden  
 Bis jetzt verlebt die Jugendzeit.

Doch auch im Eden würde trauern  
 Und Heimweh haben das Gemüth,  
 Denn lieblich ist in diesen Mauern  
 Die erste Liebe mir erblüht!

So fühl ich denn beim Abschiedsgruße  
 Die Augen schmerzlich übergehn.  
 Mein München, Wiege meiner Muse,  
 Fahr' wohl! fahr' wohl! auf Wiedersehn!

### Gedichte von Julius Grosse.

#### 1.

Bist du das Glück, das so mit frohen Mienen  
 An meine Thüre schüchtern pocht?  
 Ein holder Gast, der mir noch nie erschienen?  
 Halt an! So viel du sonst vermocht —  
 Ein Wikstrau'n will die Seele mir bemeistern,  
 Ob du von guten oder bösen Geistern.

Zu lange schon, seit dreißig langen Jahren  
 Blich mir das Unglück ehlich tren.  
 In Sturm und Sonne ist's mit mir gefahren,  
 Es schlief im Bett mir ohne Schen,  
 Sah an dem Heerd und pflügte meine Schollen,  
 Und mischte mir den Wein, den wermuthvollen.

Ja treuer blieb es mir im ganzen Leben,  
 Als mancher Freund, im Glück verwöhnt,  
 Bis sich das Herz trotz allem Widerstreben  
 Mit solchen düstren Gast veröhnt,  
 An ihm gestählt und ungebeugt erstarrte,  
 Vergnügt daheim und trotzig auf dem Markte.

Doch weh, unrettbar wär' ich erst verloren,  
 Gesel's dem Unglück, heut zu nah'n  
 In Larven holden Glückes, traumgeboren,  
 Und mich zu locken himmelan,

So lieblich lächelnd, wie wenn Engel riefen,  
 Um tückisch mich zu stürzen dann in Tiefen.

Halt an und laß uns prüfen, ob die Schwingen  
 Mich tragen noch nach langer Ruh.  
 Laß mit dir kämpfen mich und mit dir ringen,  
 Ob ich noch stärker bin, als du.

Doch unterlieg' ich, magst du weitergehen!  
 Mit Thränen will ich nie ein Glück erleben.

#### 2.

Wo ist das Leid, vom Tag geboren,  
 So lang ein Stern am Himmel glüht?  
 Die weite Welt liegt schlafverloren,  
 Und Stille athmet Dein Gemüth.  
 Und wieder gehst Du traumumfangen  
 Die mondes hellen Straßen hin;  
 Der Nachtwind spielt um Deine Wangen,  
 Die Liebe liegt Dir tief im Sinn.

So tief, wie nie in andern Jahren  
 Verschmähter Sehnsucht Gram und Tren.  
 Nun ist das Leid dahin gefahren,  
 Die goldne Welt ward wieder neu.

Und wie ein Gruß von Engelszungen  
Hallt's, wie in heil'ger Weihenacht:  
Mit Stürmen hast Du ausgerungen,  
Dich schirmt der Liebe heil'ge Macht.

Von Sternen grüßen ferne Seelen,  
Und ihre Scheitel sind bekränzt.  
Was willst die Thräne Du verhehlen  
Die hell an Deinem Auge glänzt?  
O Herr der Wolken und der Winde,  
Wenn Du dies Wunder hast gefügt,  
Laß mir den Trost in diesem Kinde,  
Daß diese Seele mir nicht lügt!

Der du die Ströme lenkst und Regen  
Den Auen schickst im Wetterbraus,  
Gieß allen deinen Vaterseg'n  
Auf diese reine Seele aus.  
Verwittern sah ich Heiligthume  
Und Königstädte sind verweht —  
Um Dich, Du süße Mädchenblume,  
Wird Gott erhören mein Gebet.

## 3.

Liefer flogen die Schwalben, Sommerkühe  
Kam vom Wasser und wehte durch die Blumen,  
Die am goldenen Abend stärker duften.  
Damals sahest du strickend in der Laube  
Und die Schwestern zerplückten Rosenblätter,  
Davon tausend ein Tröpflein Del nur geben,  
Wie ein einziges Lied aus tausend Freuden  
Langsam blühet empor und ewig duftet.

Also saß ich und sah euch zu. Die andern  
Lachten, plauderten, sprachen von Romanen,  
Stadtgeschichten, vom Mond auch, wann er aufging,  
Wann er schwände und wieder voll sich füllte;  
Auch daß merklich die Tage kürzer würden,  
Und wie flüchtig ein Sommer heut dahingeht.  
Da erzählt ich von langen Wintertagen  
Hoch im Norden, wo Mitternachts die Sonne

Glühet über das Eis, und weiter sprach ich  
Von dem rauschenden Meer im fernen Süden,  
Wo die Wassercascaden zwischen wilden  
Myrthenbüschen zum Abgrund niederbrausen.  
Groß aufschlugst du das Aug', in Sehnsucht lauschend,  
Denn du warest noch nie vom Heimathlande  
In die Ferne gekommen; duftumschwommen  
Lag dir fern wie ein Zukunftsraum das Hochland.  
Und so sahest du sinnend, selbstvergessen,  
Daß den Händen zuletzt entglitt die Arbeit.  
Doch ich sah sie entschweben, deine Psyche  
Bald auf goldenen Höhen an dunklen Thälern,  
Bald auf Fluthen des Meers in Wetterstrahlen.  
Haschen wollt' ich sie, aber sie entflog mir,  
Blaubezügel, libellengleich, und jest wie  
Eine rosige Wolke ganz, und endlich  
Einem singenden Geiste gleich im Luftglanz,  
Ein unfassbar Geheimniß stets — so warst du  
Meinen Blicken entschwunden, saß dein Bild auch  
Unbeweglich noch immer in der Laube.

Pfötzlich sang in dem Busch ein Grasemädchen,  
Das sich täglich um euch zu schaffen machte,  
Nicht am Baun, wo die Sagerosen blühen.  
Denn es liebet euch Alle, weil im Winter  
Ihr es freundlich gepflegt habt und gerettet;  
Darum zählt es sich ganz nun zu den Euren.  
Und es zwitschert' und flog; die jüngste Schwester  
Rief: O sehet, es baut sich hier ein Nestlein,  
Nächtig dunkel und auf den Zweigen schwebend.  
Lachend spähten wir zwei, die Ranken beugend  
Und neugierig uns drängend, das Geheimniß  
Des verborgenen Glückes anzuschauen.  
Aber als ich nun auffah und dich suchte,  
Warst du heimlich und ohne Gruß verschwunden.

Liefer flogen die Schwalben. Sommerkühe  
Sank aus dunkelnder Nacht herab in's Stromthal;  
Golden hob sich der Mond aus schwarzen Wipfeln.  
Lang noch stand ich am Weg, wo er waldein biegt,  
Rückwärts schauend, wo deine stille Wohnung  
Heimlich lag wie das Nest im Schutz des Friedens.

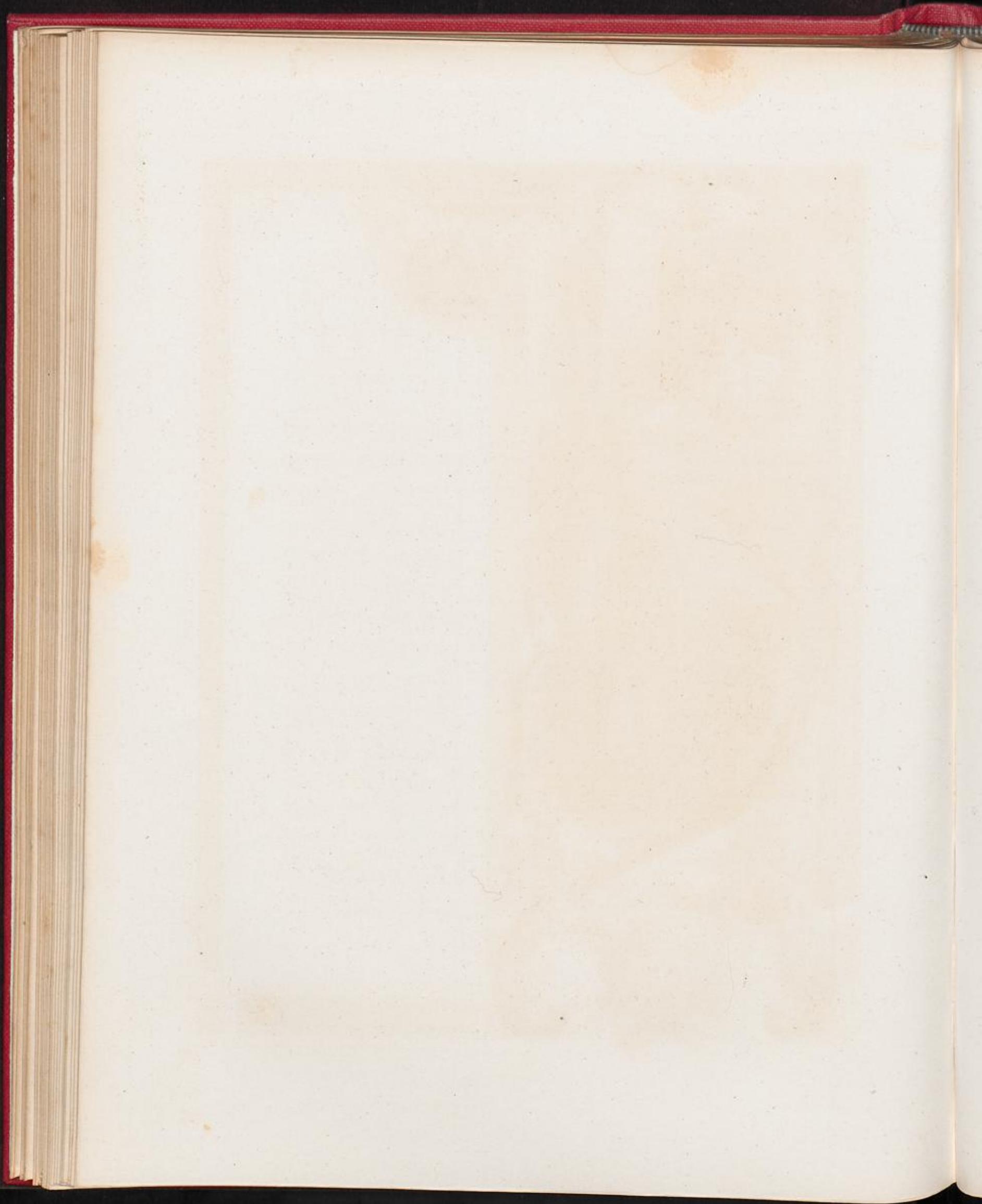


## Der Centaur.

Von

Paul Heyse.

ine glänzende Julisonne stand über dem Hochgebirg und schmolz auch auf den nördlichen Abhängen die letzten Reste des Winterschnees, die in Bäche verwandelt zu Thal stürzten. Ihr Rauschen war die einzige Stimme der Wildniß, die sich weit und breit vernehmen ließ. Denn das nächste Dorf lag zu fern, als daß der Schall der Sonntagsglocken, die eben in vollem Schwunge waren, heraufdringen konnte.



Die Mahnung an den Kirchgang war es also nicht, die jetzt in der dämmrigen Höhle hoch unter dem Grat der Alpen den seltsamen Schläfer ermunterte. Durch einen breiten Spalt in der Felsdecke, die sich über dem kühlen Schlupfwinkel wölbte, schoß die Sonne ihren Strahl gerade auf die Stirn eines schlafenden Centauren, der sich hier auf hartem Boden sein Lager gewählt hatte. Nur im Hochsommer fand die Sonne diesen Zugang. Aber zweitausend Sommer waren hingegangen, ohne daß das Spiel des Lichtes auf seiner Stirn den verschollenen Mann beunruhigt hätte. Heut zuckte er zum ersten Mal mit den Augenlidern, bewegte träumerisch den Schweiß, wie um einen Fliegenschwarm zu verjagen, brumnte einen Fluch in den Bart und schlug endlich schlaftrunken die Augen auf.

Warum er eben heute erwachte, wissen wir nicht besser zu sagen, als warum er bis heut geschlafen hatte. Wir erinnern uns daran, daß man dem Volk der Centauren seiner Zeit einen unmäßigen Hang zu beraushenden Getränken nachsagte. Aber ein Mausch, den auszuschlafen man zwei Jahrtausende braucht, ist selbst bei Halbgöttern unerhört. Auch trug die Höhle keinerlei Spuren eines festlichen Gelages oder einsamen Bacchusdienstes. War dieser Letzte seines Geschlechts vielleicht im Eifer für die Heilkunde, durch den alle seine Brüder sich auszeichneten, ins Hochgebirge botanisiren geritten und hatte von einem unbekanntem Zauberkraut gekostet, das ihn magisch einschläferte? War er vom Zeus als reitender Bote in Liebeshändeln gebraucht und von der zornigen Juno zur Strafe in Schlaf gesenkt worden? Hatte er dem Medusenhaupt ins Gesicht geblickt und war durch seine kräftige Natur dem Versteinern entgangen, aber einer zweitausendjährigen lähmenden Müdigkeit anheimgelassen?

Ihn selbst, auch als er seiner Sinne völlig mächtig geworden und aus der Höhle herausgetreten war, schienen diese Zweifel durchaus nicht zu beunruhigen. Er glaubte nicht anders, als daß er zwölf Stunden eines erquicklichen Schlafes genossen und nicht das Mindeste versäumt hätte.

Mancherlei Träume waren ihm gekommen; vielleicht hatte er den Sturz der olympischen Götter, den Untergang der alten Welt, die Erfindung des Schießpulvers und der Homöopathie im Traume mit durchgelebt; aber wenn dem auch so war, er besann sich auf nichts mehr. Daß er selbst ein Anachronismus, eine naturhistorische Unmöglichkeit, mit einem Wort, durchaus nicht mehr zeitgemäß sei, ahnte ihm nicht von fern.

Und wie hätte es ihm auch einfallen sollen, da er an seinem eigenen Leibe nirgend die Spur der verheerenden Zeit wahrnahm. Seine Glieder waren nicht morsch geworden, sein Blut nicht zu Eis erstarrt. Die silbergraue Haut seines Pferdeleibes schimmerte unverfehrt, der starke, wallende Schweiß war eben so wie der Haarschopf am Haupt und der dicke Bart in der kühlen Felshöhle vor Mottenschaden bewahrt geblieben; sein gutmüthiges Gesicht aber ließ weder die Runzeln noch die gereifte Weisheit des hohen Alters erkennen, und wenn er den breiten Mund öffnete, blinkten zwei tadellose Reihen weißer Zähne aus dem struppigen Dickicht hervor. Jeder, der ihn sah, mußte ihn für einen Centauren in seinen besten Jahren halten.

Auch der Hunger, den er bald empfand, hatte nichts Befremdliches. Er war gewöhnt, jeden Morgen, wenn er austritt, bei den Hütten der wilden Hirtenfamilien anzuhalten und bald hier bald dort sein Frühstück, Haferbrod und einen Trunk Meth, zu sich zu nehmen, was ihm gern gewährt wurde, da er sich durch ärztliche Dienstleistungen weit und breit unentbehrlich gemacht hatte. So dachte er auch heute, als er langsam die steilen Bergpfade hinabschritt, bei der ersten Hürde, die ihm begegnete, anzuhalten, und sich für sein Tagewerk zu stärken.

Je tiefer er aber hinunterkam, desto mehr fiel ihm ein veränderter Zuschnitt der Gegend auf. Wälder, die er wohl gekannt hatte, waren verschwunden, auf Wiesen, wo sonst nur wilde Steinhöcke gegrast hatten, sah er eine Heerde buntfarbiger Kühe weiden, hie und da stand ein Blockhaus am Wege, hoch hinauf mit Heu angefüllt, und nicht selten bemerkte er Stufen in den Fels gehauen, an

Stellen, die er früher mit einem mächtigen Satz hatte überspringen müssen. Kopfschüttelnd hielt er still und überlegte bei sich, ob er noch träume, oder wer dies Alles über Nacht verwandelt haben könnte. Da er kein Freund von überflüssigem Nachsinnen war, beschloß er, eine Waldnymphe um Aufschluß zu bitten, die in der Nachbarschaft wohnte, und mit der er auf freundschaftlichem Fuße stand. Er rief ihren Namen in die Schlucht hinunter, aus der die mächtigen Edeltannen dunkel heraufragten. Sie hatte sonst nie verkannt, sich sogleich in der Krone des höchsten Baumes zu zeigen, denn in ihrer Abgeschiedenheit war sie dankbar für jeden Besuch. Heut standen die Wipfel unbeweglich, und nur der Wiederhall antwortete, von Wand zu Wand springend, auf seinen Ruf.

So bedenklich ihm die Sache war, so hielt er es doch für das Beste, ruhig seinen Weg fortzusetzen. Nun lichtete sich schon die rauhe Klippenwelt und die gelindere Luft vergnüglich einathmend ritt er langsam hinab. Plötzlich aber stuzte er und stand wie eingewurzelt still. Ein breiterer Thalgrund that sich vor ihm auf, das nächste Ziel, das er zu erreichen wünschte. Denn hier dachte er das genügsame Geschlecht seiner Freunde zu finden, die Hirten, die ihm den Hunger und heute überdies die Neugier beschwichtigen sollten. Aber statt der wohlbekannten niedrigen Hütten und Pferde erblickte er in der Tiefe kleine weiße Häuser mit Schindeldächern, eine breite Dorfstraße, die hindurchführte, und ein seltsames Gebäude in der Mitte, das mit seinem Thurm ziemlich hoch über die Gehöfte aufstieg. Zugleich hörte er ein ihm ganz unerklärliches Getöse, das aus diesem Thurm zu kommen schien und in seiner feierlichen Einfachheit ihn vollends bestürzt machte.

Eine geraume Zeit verging, bis er das dumpfe Staunen abschütteln konnte. Aber da ihm Furcht völlig unbekannt war, setzte er sich endlich wieder in Trab und lenkte in den Fahrweg ein, entschlossen, sich die seltsamen Dinge in der Nähe anzusehen.

Am Wege stand, mit einem braunen Dach gegen das Wetter geschützt, ein grellbemalter hölzerner Sanct Sebastian, vor dem er mit einem aus

Grauen und Mitleiden gemischten Gefühl eine Weile still hielt. Ein Rosenstrauch wucherte am Fuß des Bildes empor. Er bückte sich und pflückte eine der Blumen, die er zierlich hinter's Ohr steckte. Die unschuldige, sorgenfreie Miene, mit welcher der jugendliche Märtyrer gen Himmel blickte, verwunderte unseren Verschollenen nicht wenig. Gutmüthig fragte er ihn, ob er ihm nicht schleunigst den Pfeil ausziehen solle, der ihm so lästig im Magen stecke; er verstehe sich auf die Heilkunst und den Verband schwerer Wunden. Als Alles still blieb, überkam ihn trotz seiner Beherztheit ein unheimliches Gefühl. Der kleine Mann ist taub, sagte er bei sich; aber wer mag es sein? — Nachdenklich wandte er sich ab und sprengte dem Dorfe zu.

Aber so wie er des ersten Hauses ansichtig ward, mäsigte er wieder seinen Schritt. So vieles war ihm neu, die Fenster mit ihren gläsernen Scheiben, dann die vor den Thüren aufgeschichteten Misthaufen, die sorgfältig mit Blechwerk umgeben waren, dann mancherlei unbekanntes Geräth, das er in den Höfen erblickte, vor Allem der Flug. Denn obwohl er kein Jüngling mehr war, hatte er doch, seit ihn Familienverhältnisse in früher Jugend genöthigt hatten, seine griechische Heimath mit diesen fernem Alpenthälern zu vertauschen, niemals den Trieb gefühlt, die Welt zu sehen; nur das Gebirg pflegte er nach allen Richtungen zu durchstreifen, und unter den Hirten war ihm am wohlsten gewesen. Wo waren sie hingekommen, während ihre Wohnstätten sich so wunderbar verwandelten? Er sah nirgends ein Menschengesicht, das er hätte ansprechen können.

Und dieses ging, wie Alles in dieser wahrhaften Geschichte, völlig mit rechten Dingen zu. Eine Stunde weiter abwärts lag ein größeres Dorf, das gerade an diesem Sonntag seine Kirchweih feierte. Aus der ganzen Umgegend war, was irgend die Beine regen konnte, dorthin zusammengeströmt, und nur die alten Mütterchen und Großväter blieben zurück und entschädigten sich eben in der Kirche für die Freuden der jüngeren Welt durch die Betrachtungen einer himmlischen Glückseligkeit, mit denen ihr Pfarrer von der Kanzel herab sie tröstete.

Auf einmal aber wurde die beschauliche Sonn-

tagsstille aufs Seltsamste gestört, und mancher ehrwürdige Kirchenschlaf unsanft unterbrochen. Auf den Steinplatten, mit denen das Kirchlein gepflastert war, erklang ein schallender Hufschlag, so daß all die alten wackelnden Köpfe sich undrehten und dem Pfarrer auf der Kanzel das Wort jählings in der Kehle stockte. Mit Entsetzen sah man die hohe Gestalt eines fabelhaften Riesenmenschen geradewegs auf den Altar zutreten und vor demselben Halt machen. Die Sonnenstrahlen fielen seitwärts durch das Chorfenster auf ein großes Bild der Madonna, und ihre blauer Mantel leuchtete wie durchsichtig. Unser Freund hatte, an der Kirchthür vorbeireitend, mit seinem scharfen Auge die wunderfame Frau entdeckt und keinen Anstand genommen, einzutreten und sie näher zu besichtigen. Jetzt stand er ganz in Anschauen versunken mit gekreuzten Armen vor dem Bilde. Er übersah völlig, daß um ihn her angstvolle Gesichter wie versteinert ihn anstarrten, daß der alte Küster dicht neben ihm wie vom Blitze getroffen umgesunken war, und zwei oder drei alte Mütterchen in Ohnmacht lagen. Unverwandt betrachtete er die schöne Frau in dem leuchtenden Goldhaar, die ihre großen blauen Augen ruhig auf ihn richtete und in der Hand eine Lilie trug, die sie ihm anzubieten schien. Eine wunderliche Scheu hielt ihn zurück, obwohl er, wie wir sehen, ein Blumenfreund war. Er nahm die Rose hinter seinem Ohr und roch daran und schien sich zu besinnen, ob er sie der unbekanntenen Dame schenken solle.

Während dieser Zeit war zwar nicht die Gemeinde, wohl aber ihr Seelsorger aus der ersten Betäubung wieder zu sich gekommen. Es stand bei ihm fest, daß dies frevelhafte Ungeheuer niemand anders als der Erzfeind selbst sein könne. Sein Liebäugeln mit der heiligen Frau war zwar eine unerhörte Teufelei; aber da die Welt täglich gottloser ward, sollte der alte Sünder allein zurück bleiben? Nur zu gut reimte sich damit, daß er, statt wie sonst auf Einem Pferdefuß hereinzutreten, nun unverschämt genug auf allen Vieren mitten durch die Kirche trabte.

Das Pfäfflein war keines von den schwachmüthigen. Es ergriff ein Crucifix, das auf der

Kanzel stand, hob es hoch dem Scheuel und Antichrist entgegen und rief plötzlich mit beherzter Stimme: Apage, Apage — und nochmals Apage! Aber das Mittel schlug fehl. Der Störenfried ließ freilich von der Betrachtung des Bildes ab und sah zu dem Männlein um, von dem er angerufen wurde. Gottlob! sagte er, ebenfalls auf Griechisch, du sprichst meine Sprache, Freund, und wirst mir sagen können, wer diese schöne Frau ist, ob sie lebt, wie sie hier in dies Haus, und wie dies Haus und alles Andere seit gestern in dies Thal gekommen ist. — Den Pfarrer überlief es eiskalt, als er sich so freundlich anreden hörte. Zwar verstand er kein Wort, aber aus der gutherzigen Miene und Stimme ahnte er dunkel, daß er entweder nicht mit dem Bösen zu thun habe, oder von demselben schon völlig als sein guter Freund angesehen werde. — Nochmals hob seine Hand das Kreuz, und mit dem Muth der Verzweiflung warf er sein Apage dem Centauren ins Gesicht, daß die Kirche wiederhallte, und die Gemeinde merklich gestärkt sich zu rühren begann. Jetzt sah sich auch der Fremde ein wenig um. Aber nun kam die Reihe, sich zu fürchten, an ihn. Diese greisen, verwelkten, vom Schreck verstörten Gesichter unter den hohen Pelzhauben in einer ihm völlig unbekanntem Tracht, das schwarze Männlein oben auf der Kanzel, das ihm mit dem räthselhaften Kreuz drohte, das Alles wurde ihm unheimlich; die Luft, in der noch Weihrauchdünste schwebten, fiel ihm schwer auf die Brust; die schöne Frau im blauen Mantel sah ihn noch immer so ruhig und unverstündlich an — auf einmal machte er kehrt, und in dem festen Glauben, daß er in eine Gesellschaft einheimischer Hexen und Zauberer gerathen sei, stob er mit gewaltigen Sägen, den Schweif hoch um den Rücken schlagend, über das erdröhnende Pflaster zur offenen Thüre hinaus und war im Nu, wie er gekommen, verschwunden.

In welcher Aufregung aller Sinne die fromme Gemeinde ihm nachsah, ist leicht zu ermessen. An eine Fortsetzung der Predigt war nicht wohl zu denken. Nachdem der Pfarrer stotternd den Segen über seine Weichthinder gesprochen, stieg er mit wankenden Knien von der Kanzel herab und verschloß

sich eine gute Stunde lang in seinem Studierstübchen, dem Ereigniß nachzudenken, ehe er darüber zu Andern spräche. Hier kam er bald zu der Ueberzeugung, daß es denn doch der Gottselbeius nicht wohl gewesen sein möchte. Seine Gründe waren mannigfach und triftig; ich verschweige sie, weil sie uns zu tief in dogmatische Controversen verstricken würden. Daß von einem Sinnentzug keine Rede sein könne, stand ihm ebenfalls fest. Der Anblick des stattlichen Halbgottes hatte ihm einige längst entschlummerte Schulkenntnisse wieder geweckt, und er streifte an dem Richtigen nahe genug vorbei. Welches Bewenden es aber auch mit seiner Herkunft haben mochte, so viel war ausgemacht, daß ein ärgerer Kirchensprevel seit Menschengedenken nicht erlebt worden war. Der redliche Mann hielt es also für seine Pflicht, den Vorfall sofort an die geistliche Behörde zu berichten, höherer Entscheidung es anheim gebend, wie man es an Leib und Seele mit dem ruchlosen Zwiegeschöpf zu halten habe, vorausgesetzt nämlich, daß man seiner habhaft würde.

Folgen wir aber jetzt unserm Freunde, der, ohne sich in seinem Gewissen beunruhigt zu fühlen, den Weg zu Thal fortsetzte. In gestrecktem Galopp jagte er, da sein Hunger immer nachdrücklicher wurde, auf der staubenden Straße dahin und nahm sich nur die Zeit, links und rechts nach den Hütten seiner alten Kundschaften auszuspähen, an deren Stelle er mit wachsender Verwunderung nur wogende Kornfelder und wohlgepflegte Viehweiden entdeckte.

Das Kirchweihdorf lag hinter einer stark vorspringenden Waldhöhe, und erst wenn man dicht davor war, erblickte man die vordersten Häuser. Es ging laut und lebhaft auf der Gasse zu, besonders vor der Schenke, die bis unter das Dach mit Bauern angefüllt war, während immer neue Gäste zuströmten und in Garten und Hof auf schattigen Bänken sich ein Plätzchen zu erobern suchten. Das Gewühl so vieler seltsam gekleideter Menschen und die Erfahrung in der Kirche hätten unsern Freund vielleicht zu einiger Vorsicht aufgefordert. Aber der Hunger siegte über alle Bedenken, und in starkem Trabe ritt er mitten in die Volksmenge hinein.

Im Nu stob Alles aus einander, was unten auf der Gasse sich gedrängt hatte. Wie ein Ameisen-volk durch einander rennt, wenn ein Steinwurf seinen Bau getroffen hat, so stürzten Männer und Weiber vom Wirthshause weg, und Jedes suchte eine Thür, einen Baum oder einen Baum zu erreichen, wo man vor dem Ungethüm sicher wäre. Ebenso hastig aber fuhren Alle, die in den Häusern waren, an die Fenster und starrten nach dem Wunderthier. Nach dem Lärm und Geräusch des Entsetzens entstand eine tiefe Stille; selbst die Hunde, die wüthend losgebellt hatten, zogen sich, als sie die mächtigen Hufe des neuen Ankömmlings gewahrten, vorsichtig mit bangem Winseln zurück, und nur die kleinen Bauernpferde, die an ihren Krippen schmauften, begrüßten ihn mit zutraulichem und respektvollem Wiehern, da er jedenfalls, so weit er zu ihnen gehörte, ihrem Geschlecht alle Ehre machte.

Der Aufruhr jedoch, den er angestiftet, schien den fremden Gast wenig zu kümmern. Er ritt ohne eine Miene zu verziehen über den leer gewordenen Vorplatz gerade auf die Schenke los, und hielt vor dem Thore still. Sein Kopf reichte bis an das Gesims des oberen Stockwerks hinauf, so daß die Gäste drinnen darüber ruhig sein konnten, daß er sie im Zimmer nicht belästigen würde. Jetzt aber fuhren auch sie von den Fenstern zurück. Denn plötzlich griff er mit der rechten Hand hinein und holte, ohne sich zu entschuldigen, ein großes Brod und einen Maßkrug voll Bier vom Fensterbrett herunter, die ihm schon von fern einladend zugewinkt hatten. Dann machte er sich, als sei Alles ganz in der Ordnung, an sein Frühstück, und erst als er das Brod bis zur Hälfte verzehrt hatte, hielt er es der Mühe werth, sich umzusehen, und das eingeschüchterte Volk mit leutseligem Kopfnicken zu begrüßen.

Niemand wollte der Erste sein, mit ihm anzubinden. Mit aufgesperrten Mäulern standen die Leute auf der Gasse dichtgedrängt in zweckmäßiger Entfernung, und Jeder hielt sich darauf gefaßt, sobald das Unthier eine verdächtige Schwenkung machen würde, augenblicklich auf und davon zu

laufen. Auf die Länge jedoch konnte die Behaglichkeit, mit der der Fremde frühstückte, ihren Eindring nicht verfehlen. Essen und Trinken hat etwas so Gemüthliches, es giebt von der Bedürftigkeit irdischer Geschöpfe so deutlich Zeugniß, daß es mit der Vorstellung von Gespenstern durchaus unverträglich ist. Als nun gar unser Freund den Maßkrug auf einen Zug leerte und ihn von Neuem hineinreichend ganz nach gutem Landesgebrauch mit dem Deckel klappte, waren die Herzen augenscheinlich beruhigt und gewonnen. Der versteht's! lief es von Mund zu Mund. Die Furcht machte einer gewissen Hochachtung Platz, und man war auf dem besten Wege, die Formlosigkeit, mit der der Fremde sich eingeführt hatte, zu übersehen und sogar bieder und liebenswürdig zu finden.

Noch war das Vertrauen, noch nicht so weit gediehen, daß man sich zu nähern wagte. Auch den Steinkrug, den der durstige Gast ins Fenster hineinhielt, wollte ihm Niemand abnehmen. Der Wirth erschien zwar mit entblößtem Haupt an einem anderen Fenster, verneigte sich mehrmals und sagte mit unterwürfiger Miene: Belieben Euer Gnaden nur gefälligst abzuteigen! Diese Einladung aber hatte keinen Erfolg, sei es, weil der Fremde die Landessprache nicht verstand, sei es, weil es ihm bei seiner eigenthümlichen Leibesbeschaffenheit schwer gewesen wäre, auf den höflichen Vorschlag einzugehen. Zu seinem Glück aber diente als Kellnerin in der Schenke ein flinkes Mädchen aus der Stadt, das über manche Bauernvorurtheile erhaben war. Sie hieß die schöne Ranni und war eines Schneiders Braut, aber trotzdem ein Bettmädchel, das den Teufel nöthigenfalls bei seinen Hörnern genommen hätte. Eben kam sie aus dem Keller mit gefüllten Krügen herauf, und das Stück von unserm Freunde, das zum Fenster herein sah, dächte ihr durchaus nicht abschreckend, obwohl sie Schneidersbraut genug war, seine Bekleidung äußerst mangelhaft zu finden. Sie verstand seinen Wunsch, und mit freundlichem Gesicht hielt sie ihm vier gewichtige Maßkrüge entgegen. Sofort ließ er den leeren fallen und griff mit beiden Händen zu, statt des Dankes vergnügt mit der Zunge

schmalzend. Sie aber blieb, während er trank, unverzagt am Fenster stehen und sah jetzt mit großem Staunen auf den silbergrauen Pferderücken hinunter, der in der Sonne wie Sammet schimmerte.

Mit langen, bedächtigen Zügen trank nun der Fremde, und die Ehre, die er dem Nationalgetränk anthat, schmolz das letzte Eis zwischen ihm und seinem Publikum. Schon löste sich der dicke Menschenwall, einzelne Stimmen riefen dem wackren Becher ein treuherziges „Geseign' es Gott!“ zu, ein paar Buben liefen dicht an seinem Hintertheil vorbei und ein Sperling setzte sich munter auf die Kruppe. In diesem Augenblick kamen zwei Wanderer die Straße herauf und bahnten sich kräftig einen Weg durch das Volk. Es war ein Studiosus der Medizin, der mit einem angehenden Maler, seinem Freunde, ins Gebirg hinauf wollte und in diesem Dorf zu rasten dachte. Auch sie stugten über die unerwartete Begegnung mit einer Antiquität, die sie bisher nur aus Büchern kennen gelernt hatten. Dem wissenschaftlichen Rigorismus des Einen war ein Centaur immer eben so abgeschmackt, wie dem künstlerischen Sinn seines Gefährten anziehend vorgekommen. Wahrscheinlich würde auch der sinnliche Beweis, der ihnen hier vor Augen stand, den Mediziner zu anderen Zeiten nicht abgehalten haben, unsern Freunde ins Gesicht zu sagen, daß er ein Uuding sei. Aber diese Schenke war nicht die erste mehr, bei der sie heute anhielten, und eine selige Zufriedenheit mit Gott und der Welt hatte den kritischen Geist dergestalt umnebelt, daß er fünf gerade sein und sich von der Begeisterung seines Reisegefährten mit fortreißen ließ.

Dieser nämlich war der unvergleichlichen Erscheinung kaum ansichtig geworden, als er mit einem lauten Freudenruf sein Skizzenbuch aus der Reisetasche zog, seinen Wanderstab tief in die Erde stieß und auf der Krücke desselben halb sitzend halb balancirend die Umrisse der Figur zu entwerfen begann. Sein Freund aber, der Student, ging auf den Centauren zu, klopfte ihm kräftig mit der Hand auf die Lende, streichelte das blanke Zell und rief: Grüß Gott, altes Haus! Wie kommt denn

du hieher? — Erfreut über diese herzliche Begrüßung setzte der Trinker ab, sah zu dem neuen Ankömmling herunter, schüttelte aber, als er die bunte Mütze und den Schnürood bemerkte, ablehnend das Haupt. Das war keiner seiner alten Bekannten, die sich in Felle kleideten und baarfuß hinter ihren Heerden gingen. Indessen gefiel ihm die ehrliche vergnügte Miene des Burschen. Bist ein braver Junge, brummte er auf Centaurisch, besser als das feige Gefindel da hinten, das vor mir davonläuft. Und auch das Getränk ist gut und das Mädel ist hübsch, aber wie in aller Welt ist es zugegangen, daß sich hier Alles über Nacht verändert hat? —

Kannitverstahn! antwortete der Student ernsthaft. Was welschest du da durch einander, Bruderherz? Wenn es mehr ist, als Kofsgewieher, so scheint es irgend eine der vielen todten Sprachen zu sein, mit denen man hier zu Lande nicht durchkommt. Schade drum! es hätte mir großen Zug gemacht, dich ein wenig auszufragen; denn so ein alter Knabe, der aus der Mythologie durchgebrannt ist, muß über manche Dinge Bescheid wissen, die unfereins den Professoren aufs Wort glauben soll. Wäre dir eine Cigarre gefällig? Rauchen vertreibt die Fliegen.

Mit diesen Worten hielt er ihm seine Cigarettasche hin. Aber der Centaur betrachtete sie mit einem dummen Gesicht und schüttelte wieder den Kopf. Wie du willst! sagte der Student, der nun seinerseits zu rauchen anfing. Habeas tibi; sed miseret me ignorantiae tuae.

Mehercule! rief der Centaur — Latine loqueris?

Un peu, erwiederte der Student, und blies mit wichtiger Miene seinem neuen Bekannten den Rauch über den Rücken. Quousque tandem, Centaure, abutere patientia nostra?

Dem Zuppiter sei Dank! sagte der Centaur und athmete tief auf, da erkennt man mich endlich und ich kann mich verständlich machen. Zwar weiß ich im Grunde blutswenig Latein, gerade nur so viel als wir Aerzte brauchen. Dafür aber sieht es mit deiner Aussprache, mein Bester, übel aus, und

Keiner hat dem Andern was vorzuwerfen. Wer bist du denn und wer sind die Andern?

Collega sum, erwiederte der Student, studiosus medicinae, Victor Molitor, vulgo Müller. Darauf, in etwas weniger flüssiger Rede, begann er ihm auseinanderzusetzen, daß er eine Bergwanderung vorhabe und sich sehr wundere, ihn, den man längst zu den Todten geworfen habe, hier so frisch und munter und bei so gesundem Appetit angetroffen zu haben.

Der Centaur stieß einen mächtigen Seufzer aus. Wenn sich jemand zu wundern hätte, sagte er, so sei dies seine Sache. Denn so und so habe er die Welt gestern verlassen, und so finde er sie wieder. Er horchte tiefsinnig auf, als ihm der Student den Umschwung der Dinge seit seinem Einschlafen auseinandersetzte. Mehr als einmal fuhr er sich mit der Hand über die Augen, ob er noch träume. Aber er konnte sich's nicht verläugnen, daß heller Tag sei, daß er droben im Fensterahmen die muntern Augen der schönen Nanni sah, den lieblichen Geschnack des starken Tranks auf der Zunge, den blauen Rauch in der Nase und den Fliegenschwarm auf dem Rücken spürte. — Melancholisch schlug er sich mit dem Schweiß um die Beine, mehr als wollte er lästige Sorgen und Gedanken fern halten, als um sich seiner Haut zu wehren.

Während der Student all seine abgelegten Vocabeln wieder vorsuchte, um in Kürze seinem Zuhörer einen Grundriß der Weltgeschichte von Griechenlands Untergang und den punischen Kriegen bis auf den heutigen Tag aufzurollen, hatten sich die Bauern längst ein Herz gefaßt und waren näher herangetreten. Sie besahen das wunderfame Wesen sorgfältig von allen Seiten. Ein paar Kofstäncher erklärten, daß tausend Louisd'ors für einen solchen Hengst nicht zu viel sein würden, wäre nur nicht das unnatürliche Vordertheil im Wege. Denn trotz der ungemainen Fortschritte im Militärwesen habe man Cavalleriepferde, denen ihre Reiter angewachsen seien, bisher noch nirgends eingeführt. Nun erhob sich ein Streit darüber, welcher Race dies seltene Exemplar angehöre. Im Eifer wagte

man sogar, das Wunderthier zu berühren, ja der Schmied des Dorfes ging so weit, den linken Hinterfuß aufzuheben, was der Centaur, der eben von Kaiser und Papst erzählen hörte, geduldig geschehen ließ. Es fiel ungemein auf, daß die starken, lichtbraunen Hufe keine Spur irgend eines Beschlages zeigten. Aus diesem und anderen Kennzeichen zog endlich der Dorfschulmeister den Schluß, daß dieses Pferd keiner der landüblichen, sondern der sogenannten kaukasischen Race angehöre, wogegen selbst der Jude Anselm Freudenberg, die größte Autorität in der Pferdekunde, nichts Triftiges einzuwenden wußte.

Bu so gründlichen Forschungen das Hintertheil unseres Freundes veranlaßte, so große Bewunderung erregte auch seine vordere Hälfte. Nervigere Arme und Schultern, eine gewölbtere Brust, ein leichteres Spiel aller Muskeln unter der glänzenden Haut erinnerte sich Niemand gesehen zu haben. Dazu verlieh es dem stattlichen Kopf ein eigenthümlich wildes und Kühnes Ansehen, daß sich der schwarze Haarschopf in flatternden Locken bis tief auf den Rücken hinab fortsetzte. Auch die Weiber schienen an dem Fremden ein gewisses Wohlgefallen zu finden. Besonders war es verdächtig, daß die schöne Nanni öfter, als ihr Schenkamt es erheischte, an dem Fenster erschien und, wie wenn es ihr angethan wäre, den räthselhaften Gast betrachtete, der seinerseits mit wachsender Spannung dem Bericht des Studenten lauschte und seiner holden Freundin ganz vergessen zu haben schien.

Dies konnte jedoch das Herz des Schneiders, der die schöne Nanni vor Gott und Menschen als sein Eigenthum betrachtete, nicht darüber beruhigen, daß er völlig ausgestochen wurde. Er war sich wohl bewusst, daß er die Neigung des Mädchens nicht gerade seinen körperlichen Vorzügen, sondern mehr seinem soliden Geschäft und dem Schmuck geistiger Bildung, der ihm eigen war, zu danken hatte. Seine etwas schiefe und zierliche Gestalt durfte sich mit dem Wuchs des Fremden nicht messen. Aber wenn auch seine Beine kümmerlich und mager waren, sie waren doch immerhin die ehrlichen, unbehufsten Beine eines Christenmenschen und staken

in untadelhaften Höschen, während der Fremde eine anstößige Nacktheit zur Schau trug, die der gesittete Bürger nur in der Thierwelt gelten zu lassen sich gewöhnt hat.

Was aber war zu thun? Mit Gewalt ließ sich bei so ungleichen Kräften nichts ausrichten. Um aber seiner Braut das Unschickliche ihres Betragens fühlbar zu machen, versiel der sinnige Liebende auf einen klugen Ausweg. Eine innere Stimme sagte ihm, daß alle Nacktheit erst dann unanständig würde, wenn man sie zu bedecken suche. Sofort lief er in den Laden des Dorfschneiders, eines Collegen, den er sonst kaum eines Grußes würdigte, und kaufte eine mächtige Kochlerjoppe, die so eben für einen wohlbeleibten Bräutnecht fertig geworden war. Im Fluge war er wieder bei der Schenke zurück und ließ den Nebenbuhler durch den dolmetschenden Studenten bitten, aus Gründen des öffentlichen Anstandes sich mit diesem Gewand gefälligt zu bekleiden.

Der Centaur nahm das Kleidungsstück entgegen, befah es rechts und links, nickte wie dankend mit dem Kopf und behielt es. Aber anstatt es anzuziehen, benutzte er es, während der Student in seinem Vortrag fortfuhr, zur Fliegenklatsche, indem er seinem Schweife damit zu Hülfe kam und der Bremser eine große Bahl auf seinem Rücken todtschlug.

Dies erregte im Volk eine große Heiterkeit, und auch die schöne Nanni oben am Fenster lachte so herzlich, daß der unglückliche Liebende sich hundert Klaster tief unter die Erde wünschte. Aber die vergnügte Stimmung, die jeden Rest von Furcht und Zurückhaltung verschenkte, sollte dem guten Centauren eine nicht geringe Verlegenheit bereiten. Der Schenkewirth, der es sich bis dahin zur Ehre geschätzt hatte, einen so hohen Gast unentgeltlich zu speisen und zu tränken, besann sich plötzlich eines Andern. Als der Centaur zum siebenten Mal den Krug hineinreichte, da er bei den bedenklichen Mittheilungen des Studenten der Stärkung bedurfte, verbot der Wirth seiner Kellnerin, ihm irgend etwas ohne Bezahlung zu verabreichen. So schmerzlich es für Nanni war, der Krug blieb diesmal ungefüllt. Endlich fiel es dem Centauren

auf, und er fragte seinen Dolmetscher, was die Meinung des Wirthes sei, den er eifrig hatte reden sehen. Als es ihm klar wurde, woran es fehlte, seufzte er tief. Deine fabelhaften Historien haben mich durstig gemacht, sagte er betrübt. Nun rathe mir, was soll ich thun, um bei dieser Verschlechterung der Sitten mich durchzuschlagen; denn ich sehe voraus, daß es mir anderwärts nicht besser gehen wird als hier.

Der Student sann ein wenig nach. Sapiensat, sagte er dann. Heureka! Ich hab's. Für heut sei ohne Sorgen, alter Junge. Es soll Niemand sagen, daß ein deutscher Student ein bemoostes Haupt deines Schlages habe verdursten lassen. Da es aber immerhin einige Zeit brauchen wird, bis die Menschen sich soweit an dich gewöhnen, daß du von deiner Praxis als Pferdearzt wieder wie sonst leben kannst, so mußt du fürs Erste mit einigen Moneten versehen werden. Zu dem Ende schlage ich dir vor, mir einen Schein auszustellen, in welchem du mir nach deinem Tode dein Skelett verkaufft gegen eine Summe, die ich dir in sicheren Fristen zu bezahlen habe. Von dem Gelde kannst du dich ein paar Monate erhalten, eine Wirthschaft anfangen und die nöthigen Inserate in den Zeitungen bezahlen. Auf Abschlag laß ich uns sogleich ein Häfchen Bier anfahren, und wir trinken mit einander Smollis, welches freilich, so lange wir Lateinisch sprechen, nicht viel sagen will, für späterhin aber seinen Werth haben möchte.

Kärrischer Kauz! sagte der Centaur. Was willst du mit meinen Knochen anfangen?

Die Wissenschaft damit bereichern, erwiderte der Student feierlich. Denn da du selbst vom Fach bist, mußt du gestehen, daß dein Organismus eines der größten Probleme ist, welche die vergleichende Anatomie je zu lösen hatte. Durch die Thatsache deines ungewöhnlichen Durstes ist es wahrscheinlich gemacht, daß du zwei Mägen hast. Aber die Wissenschaft begnügt sich nicht mit dem Schein; sie will Beweise. Und darum thue, um was ich dich gebeten, und freue dich, Bruderherz, daß die Götter es dir gönnten, auch nach dem Tode noch der Naturforschung, der du im

Leben angehangen, einen so wesentlichen Dienst zu leisten.

Der ehrliche Centaur überlegte sich die Sache. Konnte er, der sich zu den Unsterblichen rechnete, mit gutem Gewissen einen Handel für den Fall seines Todes abschließen? Aber galten nicht auch die olympischen Götter für unsterblich, und wo waren sie jetzt? In seiner Betrübniß über Alles, was er erfahren hatte, ein armseliges Bettlerleben vor Augen, einen noch ungefüllten Durst auf der Zunge, entschloß er sich endlich, in den Verkauf zu willigen. Der Student schrieb den Vertrag auf einen großen Bogen Papier in bündigem Latein, unterzeichnete sein Victor Molitor, vulgo Müller, und bat den Centauren, der der Schreibkunst nicht mächtig war, zur Bekräftigung des Handels seinen rechten Vorderhuf in einen großen Siegellacksbrei zu drücken, den er unten auf das Papier geträufelt hatte. Nachdem dies geschehen, wurde das stipulirte Häfchen auf den Platz vor der Schenke gerollt, der Centaur lagerte sich daneben, und der sehr wohlzufriedene Studiosus der Medizin lud zu dem Bacchanal nun auch den Maler ein, dessen Porträtskizze der vergnügte Halbgott unverhohlen bewunderte.

Während aber die Drei unter dem unaufhörlichen Bulauf der Bauern es sich wohl sein ließen und in bester Form einander Brüderschaft zutranken, zog sich über dem Haupte des unschuldigen Fremdlings ein gefährliches Gewitter zusammen. In heller Wuth nämlich hatte der liebende Schneider den Schauplatz seiner Demüthigung verlassen, und strich über Macheplänen brütend an den Hecken vor dem Dorfe hin, als ihm eine Figur begegnete, die mit nicht minder mißvergnügtem Gesicht die Welt und den Schöpfer vierfüßiger Creaturen zu betrachten schien. Es war dies ein Mann, der auf diesen Tag eben so viel Hoffnungen gebaut hatte, wie sein Unmuths- und Leidensgefährte. Aber wenn der Schneider mit einer schmucken Braut Aufsehen zu machen dachte, so bestand die Schenswürdigkeit des Andern in einem Kalbe mit fünf Füßen, das er in einer Bude zur Schau ausgestellt hatte gegen ein billiges Eintrittsgeld von

drei Kreuzern. Ohne die Verdienste dieses lebenswerthen Naturspieles im Geringsten herabzusetzen, begreift man doch leicht, daß dasselbe durch die Erscheinung eines völlig wohlgehaltenen Kosmenschen sehr in Schatten gestellt wurde. Was half dem armen Kalbe sein fünftes Bein, das ihm ungeschickt genug am rechten Schenkel angewachsen war? Trank es aus eigenem Antriebe Bier? Sprach es Lateinisch mit einem Studiosus der Medizin und besaß schätzbare Kenntnisse in der Heilkunde? Vermochte es die Aufmerksamkeit des schönen Geschlechts durch körperliche Reize zu erwecken und einen Schneider eifersüchtig zu machen? Nichts von alle dem. Es war und blieb ein fünffüßiges Kalb, das nur in Ermanglung größerer Meermunder die Neugier reizte und seine drei Kreuzer werth war.

Und so hatte denn auch von dem Augenblick an, wo der Centaur in das Dorf einritt, keine Seele mehr den großen Anschlagzettel, auf welchem das Bild des Kalbes in Holzschnitt angebracht war, einer näheren Betrachtung gewürdigt. Den Centauren sahen sie umsonst, und vielleicht ließ sich derselbe, wenn er erst heimischer geworden, dazu bewegen, die Schule zu reiten oder einige Kunststücke zu machen, wozu das Kalb durchaus keine Hoffnung gab. Als es nun Nachmittag wurde und der Zeller auf dem Tische noch immer leer blieb, schloß der Besitzer des Kalbes ingrimmig seine Bude und machte sich nach dem Wirthshause auf, Willens, den schönsten Concurrenten um seinen Gewerbeschein zu befragen, den er, da er keine Tasche an sich trug, schwerlich aufzuweisen hatte. Aber nicht nur der Anblick seines überlegenen Feindes, sondern noch mehr die Vertraulichkeit, in der er ihn mit dem Studenten und dem Maler zechen sah, schüchternete ihn völlig ein. Er kam gerade dazu, als der Halb Mensch mit seinem Freunde Victor Müller Arm in Arm schlang und nach geleerten Krügen triefenden Bartes den üblichen Kuß wechselte. Hier, sah er wohl, war nichts zu machen. Aber geschehen mußte etwas, und im Grübeln über das Was und Wie traf er glücklicher Weise mit dem Schneider zusammen. Sie hatten einander

bald ihr Herz ausgeschüttet. Der Lump! die nackte Bestie! schloß der Schneider seine zornige Rede. — Die verwünschte Mißgeburt! rief der Besitzer des Kalbes, der einen in seiner Lage gerechtfertigten Unterschied zwischen einem zünftigen, von der Polizei approbirten Naturspiel und einer Mißgeburt ohne Gewerbeschein machte. — Er ruiniert das letzte Bischen Moral im Lande und die Schneiderkunst dazu! tobte der Schneider. Er schnappt meinem Kalbe das Brod vorm Maule weg! — der Schürzenjäger! — das Scheusal!

So eiferten die getränkten Männer. Aber sie fühlten bald, daß sie mit bloßem Schimpfen nicht weiter kamen. Der Mann mit dem Kalbe, der der Bestigste war und weniger Bildung besaß, rieth, am Abend, wenn der Teufels Gaul seinen Raufsch ausschleife, sich an ihn zu schleichen und ihm den Bauch aufzuschließen. Dem widersprach der Schneider. Sie dürften ihre gute Sache, die Sache der Sittlichkeit und der Rettung der Gesellschaft, nicht durch schlechte Mittel entehren. Geistreicher und zugleich vernichtender schien es ihm, den Obertheil des Schlafenden ganz in grobe Pferdedecken einzunähen und ihm womöglich ein Gebiß in den Mund zu schieben, daß er am andern Morgen zum Gespött Männern und Weibern herumtraben müßte, Allen zur Belehrung, daß wer auf vier Pferdebeinen einherschreite, trotz der stattlichsten Menschenschultern im Ganzen nichts Besseres sei, als ein Gaul. —

Während sie hierüber noch stritten, zog sie unverhofft ein Dritter aus allem Zwiespalt. Des Weges daher rollte ein Wägelchen, gelenkt von dem Küster des oberen Dorfes, den sein Pfarrer eiligst mit dem Bericht an die geistliche Behörde nach der Stadt abgeschickt hatte. Das Gewühl vor der Schenke, das ihn zu dem Umweg an den Hecken vorbei nöthigte, hatte ihm schon angedeutet, auch hier habe der Heidengräuel Verwirrung und Entsetzen gestiftet. Er war froh, die beiden Männer befragen zu können, die nicht sobald den Zweck seiner Reise erfuhren, als sie mit ihren eigenen Erfahrungen und Plänen herausrückten. Die letzteren konnte der Mann der Kirche nicht billigen. Uner-

laubte Selbsthilfe war und blieb verpönt, und es gelang ihm, beide Verschworene zu überzeugen, daß ihre Sache am besten aufgehoben sein würde, wenn sie sie in die Hände der Polizei niederlegten. Ohne Bögen stiegen sie zu ihm in den Wagen und fuhren in scharfem Trabe der Stadt zu, um bewaffnet mit dem weltlichen und geistlichen Schwert des Gerichts zu dem ahnungslosen Sünder zurückzukehren.

Wir wissen nicht, welchen Erfolg die Sendung des Pfarrers hatte. Jedenfalls war die weltliche Behörde diesmal schneller bei der Hand. Die Sonne neigte sich eben erst gegen den Rand des Gebirges, als derselbe leichte Wagen von der Stadt zurückkehrte. Nur war er etwas schwerer geworden. Er trug außer den beiden Denuncianten einen Polizei-Assessor mit seinem Protokollführer, und vier bis an die Zähne bewaffnete Gensd'armen ritten neben her.

In nicht geringer Spannung näherte sich dieser Ehrfurcht gebietende Zug dem Dorfe. Eine muntere Tanzmusik, die ihnen entgegenscholl, ließ nichts Ungewöhnliches ahnen. Ueber der Landschaft lag jener goldene Abenddunst, der im Hochsommer das Nahen der Nachtkühe anzeigt, und Alles lud dazu ein, sich sorglos dem Genuß eines schönen Feiertages hinzugeben. Aber weder die Diener des Gesezes, noch die in ihren Rechten schwer gekränkten Männer hatten Sinn und Stimmung dafür. Die Musik empörte vielmehr den Schneider aufs Höchste. Das war derselbe Ländler, den er zum ersten Mal mit Ihr getanzt hatte, und nun —! Er kutschte selbst und ließ es die armen Pferde entgelten, daß ein entfernter Vetter von ihnen sein Lebensglück auf dem Gewissen hatte. In raffender Eile fuhren sie jetzt ins Dorf hinein und hielten an der Schenke still.

Der Platz vor der Thür war leer. Die Sonne hatte die Zechbrüder und ihre Zuschauer vertrieben. Einen Augenblick tauchte der Gedanke in den Denuncianten auf, daß ihr Opfer ihnen entslüpft sei. Aber ein Blick in den Hof, der von der Straße durch eine Mauer mit starkem Eichenthor geschieden war, belehrte sie eines Bessern. Eines Schlimmern, müssen wir aus der Seele des Schneiders sagen.

Denn durch den offenen Thorweg sah der Aermste seinen Rivalen mit stark geröthetem Gesicht und hochvergünstigter Miene auf und nieder courbettiren, zierlich die Füße sehend, einen Krug hoch in der Hand schwingend, während die Schenkin, die schöne Nanni, unter lautem Beifallsruf und Jauchzen des Volks bequem und ohne Scham auf dem breiten Rücken ihres Galans saß und sich nur leicht an dem starken Haarschopf festhielt. Dazu klang aus den offenen, mit Zuschauern dicht besetzten Fenstern der gemüthlichste Ländler herab, und in den schönen breitästigen Linden, die auf dem Hofe standen, schwirrte es von singenden Vögeln, die, nach ihrer Lustigkeit zu schließen, ihre Schnäbel wohl zu tief in das verschüttete Bier getaucht haben mochten.

Niemand hatte über der allgemeinen Heiterkeit und rauschenden Wonne dieser Scene das Heranrasseln des Wagens und seiner Escorte beachtet. Auch verhielten sich die Männer draußen vor dem Hofthor einige Minuten lang mäusehinstill, die löbliche Polizei, weil ihr ein solcher Fall noch nie vorgekommen war, die gekränkten Männer, weil der Anblick ihres triumphirenden Feindes ihnen das Blut in den Adern erstarren machte. Endlich ermannte sich der Schneider. Er sprang mit entfärbten Zügen vom Bock herunter, öffnete den Schlag, winkte den Andern auszustiegen und flüsterte: Das Hofthor zu, oder die Bestie entkommt, und Niemand kann sie einholen! — Alle vier Männer näherten sich jetzt behutsam dem Thorweg und plötzlich schlugen die beiden schweren Flügel mit Getrach zusammen, und man hörte drinnen den Balken vorschieben, der den Ausweg auch für die mächtigen Hufe eines reißigen Halbgottes verammelte.

Jetzt erst merkten die im Hof und in der Schenke Umrath. Die Musik brach ab, der tanzende Centaur hielt ein und horchte auf. Ueber die Mauer sah er die Köpfe der Gensd'armen ragen und überlegte, plötzlich ernüchtert, daß es wohl auf ihn abgesehen sein möchte. Aus welchem Grunde sonst hätte man den Hof schließen können? Aber so tief sein Unmuth war über diese verderbte Welt, in der man sich nicht scheute, ein harmloses

fest durch jähren Verrath und Ueberfall zu unterbrechen und das heilige Gastrecht zu verletzen, so wenig lähmte diese traurige Erfahrung seinen Muth. Im nächsten Momente begann er, als wolle er sich nicht stören lassen, seine kühnen und anmuthigen Sprünge von neuem, ging aber in immer schnelleres Tempo, in immer schwungvollere Bewegungen über, so daß die Reiterin ängstlich mit beiden Armen seinen Leib umschlang, um nicht hinabzustürzen; und jetzt, als er fühlte, daß sie fest genug saß, stürmte er durch die ganze Länge des Hofraums gegen das Thor heran und sprang mit einem prachtvollen Satz über die Mauer seines Gefängnisses. Laut auf schriegen die Weiber, die Gensd'armen, die ihre scheuenden Pferde nicht zu halten vermochten, fluchten und zerren an den Bügeln, der Schneider, über dessen Haupt der Sprung hinweggegangen war, lag wie vom Schlage gerührt auf der platten Erde, und die löbliche Polizei, der der Hut vom Kopfe geflogen war, starrte mit großen Augen dem Flüchtling nach, der wie rasend, Funken und Kies um sich her wirbelnd, mit der entführten schönen Beute von dannen stob und auf dem Weg ins Gebirg bald allen Blicken entschwunden war.

Erst weitab von den betretenen Pfaden, als der Lärm der Verfolger tief unten verhallte und jede Spur des Flüchtlings in den Klippen verloren war, hielt es der Entführer für gut und schicklich, sich nach seiner schönen Freundin umzusehen. Sie war ein zu kräftiges Kind der Natur, um selbst durch einen so haltsbrechenden Ritt auf einem ungefattelten Centauren schwindlig oder gar ohnmächtig zu werden, vielmehr dächte sie, nachdem der erste Luftsprung glücklich überstanden war, die Sache lustig genug, und sie lachte sogar in vollem Galopp, als sie ihren Bräutigam vom bloßen Schreden umfallen sah. Aber derselbe gesunde Instinkt, der sie antrieb, sich fest an den stürmenden Reiter anzuklammern, sagte ihr auch, daß die Position auf die Länge unhaltbar sein würde. Sie hatte den Schneider erwählt, weil er eine anständige Versorgung bot. Ihn untreu zu werden, wenn sich ein Besserer fand, wäre ihr nicht hart

angekommen. Aber bei all den ungewöhnlichen und wunderbaren Qualitäten dieses fabelhaften Kosmenschen — eine Versorgung, ein sicheres Auskommen auf ihre alten Tage war von ihm nicht zu hoffen. Sobald sie sich hierüber klar geworden war, tauchte das Bild ihres Verlobten in glänzenderen Farben wieder vor ihr auf. Sie sah ein, je eher sie zu ihm zurückkehrte, je geneigter werde sie ihn finden, das Geschehene zu vergeben und zu vergessen. Als daher der Centaur langsam den schroffen Abhang in einer schmalen Schlucht hinaufritt, ersah das kluge Mädchen rasch seinen Vortheil, glitt behende von dem hohen Sitz herab und lief, alles zornigen und bittenden Rufens nicht achtend, wie eine gejagte Gensse den Paß hinunter, zurück zu ihrem Thal und den Wohnungen zweibeiniger Menschen.

Schmerz und Entrüstung über solche Hinterlist loderten in dem Getäuschten auf. Er kannte alle Stege und Schliche des Gebirges. Er wußte, daß nur hundert Schritt aufwärts die Schlucht in einen breiteren Weg auslief, auf dem er umwenden und seiner Entflohenen nachsehen konnte. Aber als er schäumend von Grimm und Schweiß auf der Höhe des Kreuzweges ankam und hinabschauend das jaghafte Menschenkind erblickte, wie es so winzig thalwärts rannte, die Flechten aufgelöst, mit der Schürze hinunterwinkend, und Alles um einen Schneider, verrauchte alsbald sein Born und der kleine Aerger verschwand in der erhabenen Behmuth, zu der ihn die Schicksale des ganzen Tages, die Erinnerung an alles das, was er verschlafen hatte, und die Sorgen um die eigene Zukunft berechtigten. Wenn er auf diesen Tag zurückblickte, was war der Gewinn? Ein leerer Maßkrug, in dessen Tiefe er traurig hineinstarrte, und die Rose hinterm Ohr, die fast entblättert sich mit ihren Dornen in sein Haar festgenistet hatte. Ueber kleinliche Regungen der Eitelkeit fühlte er sich erhaben. Was galt es ihm, daß ein Bauernhause ihn angestaunt, die Juden ihn auf tausend Louisd'or geschätzt, Kunst und Wissenschaft Vortheil von ihm zu ziehen gesucht hatten? Konnte er jemals hoffen, Frieden mit den Dienern der Kirche zu machen

den Haß von Schneidern und Besihern fünffüßiger Kälber zu verfohnen und bei einem Zustande der Gesellschaft, der auf so festen praktischen Grundpfeilern ruhte, zu dem schönen Geschlecht in ein leidliches Verhältniß zu treten? War und blieb er nicht eine unverständene mythologische Reminiscenz, nicht besser als ein fossiles Mammuth oder eine verstäubte Mumie aus alten Pharaonengräbern? Was ging es diese Welt an, daß ein Herz unter diesen ungewöhnlich starken Rippen schlug, ein Herz, welches zweitausendjähriger Schlaf nicht abzufühlen vermocht hatte! Jeder Schulknabe sprach es nach, daß die Antike kühl sei. Hatte er einem solchen Vorurtheil gegenüber und bei dem gänzlich veränderten Stande der Heilkunde die geringste Aussicht, Praxig zu erlangen und zu beweisen, daß er aus edlen Bergkräutern und Himmelsbalsam einen Heiltrank für die hinfällige moderne Welt zu brauen verstünde? — In tiefer Schwermuth schüttelte er zu seinen eigenen Fragen das Haupt. Er mußte sich sagen, daß sein Beruf erloschen, er selbst nur noch eine Marität, ein Name, ein überwundener Standpunkt sei. Seine Zeit war um.

So überblickte er in weiser Erkenntniß einer

strengen Nothwendigkeit die Welt zu seinen Füßen. Ihm gegenüber sank die blutigrothe Sonne langsam hinter die Firnen des Gebirges und verklärte mit dunkler Flamme seine Stirn. Von unten schwang sich Stodengeläut herauf, und der Klang, der ihn am Morgen zuerst begrüßt hatte, schien die Summe seines Schicksals zu umfassen. Er hob den leeren Krug und ließ ihn von der Höhe auf die Felsen hinunterfallen, daß die krachenden Scherben hastig thalwärts rollten. Die Rose warf er, nachdem er den letzten Dufst eingesogen, in die Schlucht hinunter und sah ihr eine Weile nach. Dann wandte er für immer seine Augen von der Tiefe ab und ritt langsam höher hinauf, wo die Gipfel der Berge von ewigen Eise schimmerten. Er sang ein altes griechisches Liebeslied mit heller, von Wehmuth nicht mehr unflorter Stimme. Sein Auge war klar, seine Wangen geröthet, die ganze Gestalt von Zeit und Mühen nicht gebrochen. Und wie ein schöner Stern am Himmel plötzlich erlischt, und Niemand weiß, wo er hingekommen, so verschwand das leuchtende Bild unseres Freundes hoch in der Einsamkeit unzugänglicher Bergeshöhen, um nie wieder aufzutauchen.

## Prager Legende.

Von H. von Merzel.

Zu Prag Anno dreizehnhundert und sieben  
Hatte ein Vater von gottloser Art  
Dem Teufel sein Söhnlein bündig verschrieben,  
Als es so eben geboren ward.

Wohl glückte seitdem der Handel dem Alten,  
Ihm wucherte Acker, Gewerbe und Geld;  
Denn es pflegt der Teufel sein Wort zu halten,  
Und fürchtet nimmer, er werde geprellt.

Der Sohn aber hatte mit christlichem Sinnen,  
Darin ihn die Mutter gar fromm unterwies,  
Getrachtet, die himmlische Huld zu gewinnen,  
Und achtete nicht, was die Welt ihm verbieth.

Er hatte die geistlichen Weihen empfangen,  
Und sollte zu Prag auf dem Wissehrad  
An Sankt Trinitatis mit festlichem Prangen  
Die Primitia halten im Priesterornat.

Da stellt sich, dieweil die Zeit erschienen,  
Für welche der Sohn verschrieben war,  
Der Teufel mit still verklärten Mienen  
Dem erschrocknen Vater am Vorabend dar.

Den gereuet das Paktum, so er geschlossen,  
Er fluchet der übermüthigen That,  
Und als er umsonst den bösen Genossen  
Bestürmet, erholt er beim Sohne sich Rath.

Und als er gestanden, was er verbrochen,  
Die Hände gerungen, zerrauft den Bart,  
Hat dieser ihm tröstlich zugesprochen:  
„Verschont das Haar und die Klagen spart:

„Hier hilft nicht Widerstreben, noch Fluchen;  
„Ein frommes Gebet bewahrt uns allein,  
„Darin wir Hilfe beim Himmel suchen.  
„Drum schickt den Teufel nur mir herein!“

Der Vater thut, wie der Sohn gerathen,  
Und weist bei der Kerze röthlichem Schein  
Den lauernden Höllenpotentaten  
Zu Jenem in's trauliche Kämmerlein.

Ein Kreuz, geschlagen vom klugen Priester,  
Verzerrt dem Bösen das Angesicht;  
Sein Groll entfährt in leisem Seufzer,  
Indessen der Jüngling lächelnd spricht:

„Mein Bester! Ihr seid in bedenklichem Falle,  
„Darein Ihr Euch selber unachtsam vertieft;  
„Denn sicherlich ist nicht verbindlich für Alle,  
„Was der Einzelne Euch verbürgt und verbrieft.“

„Drum wär' es allein um des Vaters willen,  
„Wenn ich, wie Ihr bald hören sollt,  
„Mit freiem Entschlusse sein Wort erfüllen  
„Und mich Euer Liebden ergeben wollt.“

„Ist Euch nun sonderlich viel gelegen,  
„Wie mich bedünket, an meiner Person,  
„So mag Euch, wie billig, das wieder bewegen,  
„Wie dem Vater, so auch zu dienen dem Sohn.“

Der Teufel sieht ein, er wäre betrogen,  
Wenn der Priester kein Mann von Ehre wär,  
Drum hat er geschwind ein Lächeln erlogen,  
Und fragt bescheiden, was man begehrt?

„Ihr müßt Euch, läßt sich der Andre vernehmen,  
„Mir aus der Peterskirche zu Rom  
„Die schönste Säule zu stehlen bequemen  
„Und sie aufrecht stellen in unsrem Dom.“

„Das wäre just keine schwierige Bette,“  
Versezt der Teufel, — doch Jener fällt  
Ihm also ein: „Nur das Wenige hätte  
„Ich mir dabei zur Bedingung gestellt:

„Nicht längere Zeit zur Vollbringung dessen  
„Ist Euch gegeben, als ich am Altar  
„Bedarf zur Lesung der heiligen Messen.  
„Euch ist ja die Stunde, was uns das Jahr!“

„Denn breite ich, bei des Glöckleins Schalle,  
„Den Segen sprechend, die Arme aus,  
„Und es steht aus Peters heiliger Halle  
„Die Säule noch nicht im Gotteshaus;

„So ist der Vertrag zerrissen und nichtig,  
„Und all' Euer Mühe und Arbeit dahin;  
„Drum tummelt zur richtigen Stunde Euch tüchtig,  
„Verlohn'et Euch anders des Werkes Gewinn.“

„Vollführt Ihr es aber, so wie ich's befohlen,  
„Dann mögt Ihr nach Willkühr und voller Gewalt  
„Als Euer, eigen mich fordern und holen,  
„Sobald der morgende Mittag erschallt.“

Der Teufel vernimmt es mit vielem Vergnügen  
Und denkt, ob des trefflichen Handels entzückt:  
Der Eitel vernisset sich, mich zu besegen,  
Doch eh' er's gedenket, hab' ich ihn berückt.

Laut aber erklärt er mit höflichen Mienen:  
Wie Rom zwar für diese Frist etwas zu weit,  
Doch nichtsdestoweniger pünktlich zu dienen,  
Er gern sich verpflichte nach Möglichkeit.

Drauf lästet er zierlich vom borstigen Haupte  
Das spitzige Hütlein und grins'et dazu,  
Bedankt sich, daß man ihm die Zwiesprach erlaubte,  
Und wünscht eine angenehme Ruh.

Wie anderen Tages mit festlichem Schritte  
Der Priester die Stufen besteigt zum Altar,  
Da reißt sich der Teufel zum rasenden Ritze  
Empor in die Lüfte mit sträubendem Haar.

Von klingender Sehne geschnelles, zerttheilet  
Der Pfeil nicht so schnell die zischende Luft,  
Als der Teufel mit zuckenden Schwingen durcheilet  
Des Aethers weithin gährende Kluff.

Tief unter ihm schmelzen und rinnen zusammen  
Zu Streifen und Punkten die Länder und See'n,  
Und über ihm lodert mit näheren Flammen  
Die Sonne in unermesslichen Höhn.

Jetzt reißt er die Fittige plötzlich, wie Segel,  
Zum jählings schwindelnden Sturze ein,  
Und stößt, wie der Geier auf niedere Vögel,  
Zu der Kuppe des heiligen Peters hinein.

Mit sicherer Hand, daß der ruhende Bogen  
Nicht wankt, wenn ihm die Stütze gebricht,  
Hat er leise die Säule herausgezogen,  
Und entweicht mit der Beute tiefengewicht.

Schon hat er mit allgewaltigem Mühen,  
Im nervigten Arme die marmorne Last,  
Venedig erreicht, und unter ihm ziehen  
Die Schiffe im Meere mit winzigem Mast.

Da hört er es über sich brausen und rollen.  
Die Sonne verlieret den goldenen Schein,  
Im Donner verfolgt ihn ein drohendes Grollen,  
Und Blitze leuchten hinter ihm drein.

Die Furcht, die nie gekannte, beflügelt  
Entsetzlich seine fortstürmende Eil',  
Aber von Unsichtbarem gezügelt  
Fest hängt er in Lüften mit wildem Geheul.

Und mit der Ungeduld grimmigen Blicken  
Sich wendend nach des Donners Gebell,  
Sieht er es blendend darniederzücken  
Und die Wetter über sich sonnenhell.

Im Lichtglanz, gleich einem sinkenden Himmel,  
Gefangen schwebt er, schreckenungraus't,  
Und aus der Wolken Sonnengewimmel  
Faßt ihn Sankt Petri gewaltige Faust.

„Du hast mir die herrlichste Säule gestohlen  
Aus meinem Tempel, Du Bösewicht;  
„Ich komme, sie selber mir wieder zu holen,  
„Und über Dir bin ich mit Gottes Gericht!“

Und mit glühender Geißel, aus Blitzen gewunden,  
Durchpeitscht er den wild sich rollenden Dieb;  
Wie Flammen sprühen die triefenden Wunden,  
Wie Donnergetöse fällt Hieb auf Hieb.

Da weiß bei des Kampfes stets wachsender Länge  
Der Teufel zuletzt keinen anderen Rath,  
Als aus der Streiche Gefahr und Gedränge  
Sich zu retten mit schneller verzweifelter That.

Um die sie im hitzigen Ringen gestritten,  
Die Säule, wie plötzlichen Ohngefährs,  
Ist seinem geöffneten Arme entglitten  
Und schlägt in die schäumende Tiefe des Meer's.

Erschrocken läßt bei des Kleinodes Falle  
Sankt Peter die Herse des Teufels los,  
Der, stracks zusammengezogen zum Valle,  
Sich häuptlings stürzt in des Meeres Schooß.

Hinab zu der Tiefen unmaßtetem Schlunde  
Durchbohrt er mit ungemessener Wuth  
Die Bogen, und holt vom strudelnden Grunde  
Die Säule herauf aus der wirbelnden Fluth.

Und tausend in siebenfach schnelleren Flügen  
Durchschießt er die Lüfte in wilder Begier,  
Jetzt sieht er die Prager Thürme liegen,  
Jetzt taucht des Wissehrad's Hügel herfür.

Die Orgeltöne der heiligen Mette  
Bernimmt er mit triumphirendem Hohn,  
Und des Sieges gewiß nach des Domes Stätte  
Mit der Säule stürzt er sich jubelnd schon.

Da hat der Priester den Dienst vollendet.  
Mit ruhiger Würde vom Hochaltar  
Hinab zur knieenden Menge gewendet,  
Ertheilt er den Segen der betenden Schaar.

Der Teufel draußen vernimmt die Stimme,  
Und an der Kirche erbebende Wand  
Hinschleudert er im ohnmächtigen Grimme  
Entweichend die Säule mit wüthender Hand.

Zur selbigen Stelle noch lieget sie heute,  
Ein ewiges Zeichen, am Gotteshaus;

Im Schatten ruhen die frommen Leute  
Auf ihrem Schaft von der Wallfahrt aus.

Der Priester aber hat sich verschlossen  
Dahem in's verschwiegene Kämmerlein,  
Und im Gebete sein Herz ergossen,  
Durch Gottes Gnade gerettet zu sein.

## Die Polar-Sonne.

(Eskimische Sage.)

Von W. von Meckel.

Unter'm sonnenlosen Himmel  
Mitternächig, kalt und leer,  
Wie die Todten in der Tiefe  
Kings in Einsamkeit begraben,  
Lautlos liegen Land und Meer.

Da beginnt der Himmelsrand  
Dunkel glimmend sich zu säumen,  
Röthlich schimmert's durch die Nacht,  
Und vorüber zieht der Schein  
Wie ein stilles Morgentraumen.

Täglich schwillt des Lichtes Woge,  
Die am Horizonte rollt;  
Gestern noch im Purpur glühend,  
Tränkt sie heute sich mit Rosen,  
Morgen hält sie sich in Gold.

Blendend wallt es nun herauf  
Wie ein Meer in Glanzesfülle,  
Und empor im Siegeszug  
Schwebt der Sonne Feuerball  
Frei in majestätischer Stille.

Und ein zündendes Entzücken  
Ueberleuchtet die Natur,  
Seine Hülle sprengt der Frühling,  
Und die Riesenflügel schlägt er  
Ueber die geschmückte Flur.

Läutend fliegt der Schöpfungsruuf  
Zu dem kurzen Jubelfeste,  
In den Tiefen, in den Höhen,  
Meer- und luftwärts, heim und fremd,  
Wimmelt das Gedräng der Gäste.

Und zu Lemmarik<sup>1</sup> der Holden  
Wendet sich der Herr und spricht:  
„Sieh! Es will der Tag sich neigen,  
Nimm ihm ab die goldne Leuchte,  
Lösch' ihr ermüdet Licht.“

„Und, mit frischem Del getränktet,  
„Send' sie auf nächst'gen Wegen,  
„Dass am Morgen er sie dann  
„Neu entzünde vor der Welt,  
„Koit,<sup>2</sup> dem Lieblichen, entgegen.“

Lemmarik, die rosenreiche,  
Sorgt, bis Alles wohl gethan;  
Dann durch leise Dämmerungen  
Läßt sie tief die Ampel schweben  
Ihre polgefenkte Bahn.

Also warten Tag um Tag  
Sie des anvertrauten Amtes:  
Mit gesenkten Wimpern löscht  
Lemmarik des Feuers Gluth,  
Und der schöne Koit entflammt es.

<sup>1</sup> Lemmarik, die Abendröthe.

<sup>2</sup> Koit, das Morgenroth.

Aber bei dem Priesterdienste  
Schauen sie sich still von fern,  
Und um ihre jungen Herzen  
Zieht in immer engern Kreisen  
Der verschwiegnen Liebe Stern.

Immer weiter wandelt Sie  
Morgenwärts auf Schattenwegen,  
Ihn zu suchen; schneller stets,  
Sie zu finden, fliehet Er  
Ihr den Abendpfad entgegen.

Immer später löscht die Leuchte  
In des Mädchens säum'ger Hand;  
Immer früher ihr belegend  
Läßt der Knabe in den Aether  
Steigen den erneuten Brand.

Immer rosig erglühen  
Aemmarik's verschämte Wangen,  
Immer leuchtender entstrahlt  
Von des Jünglings reiner Stirn  
Das Entzücken, das Verlangen.

Und des Sommers laue Nächte,  
Sanft gelichtet, süß gewürzt,  
Kargen mit der Erde Schlummer,  
Weil am Himmel selbst die Liebe  
Wachsend ihre Dauer kürzt.

Bis in einer Mitternacht  
Sie in selbigem Vergessen,  
Ob der Himmelsleuchte Pracht  
Ausgelöscht, ob angefaßt,  
Lippe fest an Lippe pressen.

In vermählten Rosengluthen  
Lassen sie der Küsse Tausch  
Ueber sich zusammenfluthen,  
Und von lodernnden Minuten  
Schlürfen sie der Liebe Rausch.

Freiend ruht, vom Glanz durchhellt,  
Wie im Mitgenuß der Sonne,  
Eine süß durchbebt' Welt,  
Und am stillen Himmelszelt  
Steht die strahlenlose Sonne.

Und der Herr mit mildem Lächeln  
Schaut aus goldnen Wolken drein:  
„Lohnen möcht' ich Eure Dienste,  
„Doch ein schön' res Loos, als Liebe,  
„Ist Euch nimmer zu verleihn.

„Drum fortan als Mann und Weib  
„Mögt am Himmel Ihr regieren,  
„Und auf Eures Glückes Bahn  
„Untrennbar, um Land und Meer  
„Das Gefolg der Stunden führen!

Aber hold vor ihm erröthend  
Nieht das überraschte Paar:  
„Süßeres, o Herr! gewähre!  
Bräutlich laß und jung die Liebe  
Sich erneuern jedes Jahr!“

Und die Bitte wird erfüllt.  
Mit dem letzten Kuß zufrieden  
Auseinander wallen sie,  
Und mit jeder nächsten Nacht  
Sind sie weiter weg geschieden.

Durch des Himmels dunklen Bogen  
Schweift ihr Sehnen still zurück,  
Und im weiten Reich der Schatten  
Untergehend suchen ferne  
Sie sich mit dem letzten Blick.

Bis des Jahres Zirkelpfad  
Wieder sich zum Lichte windet,  
Und ein neuer Purpurrand  
Glühend über'm Horizont  
Ihre Wiederkehr verkündet.



# Ally Brown

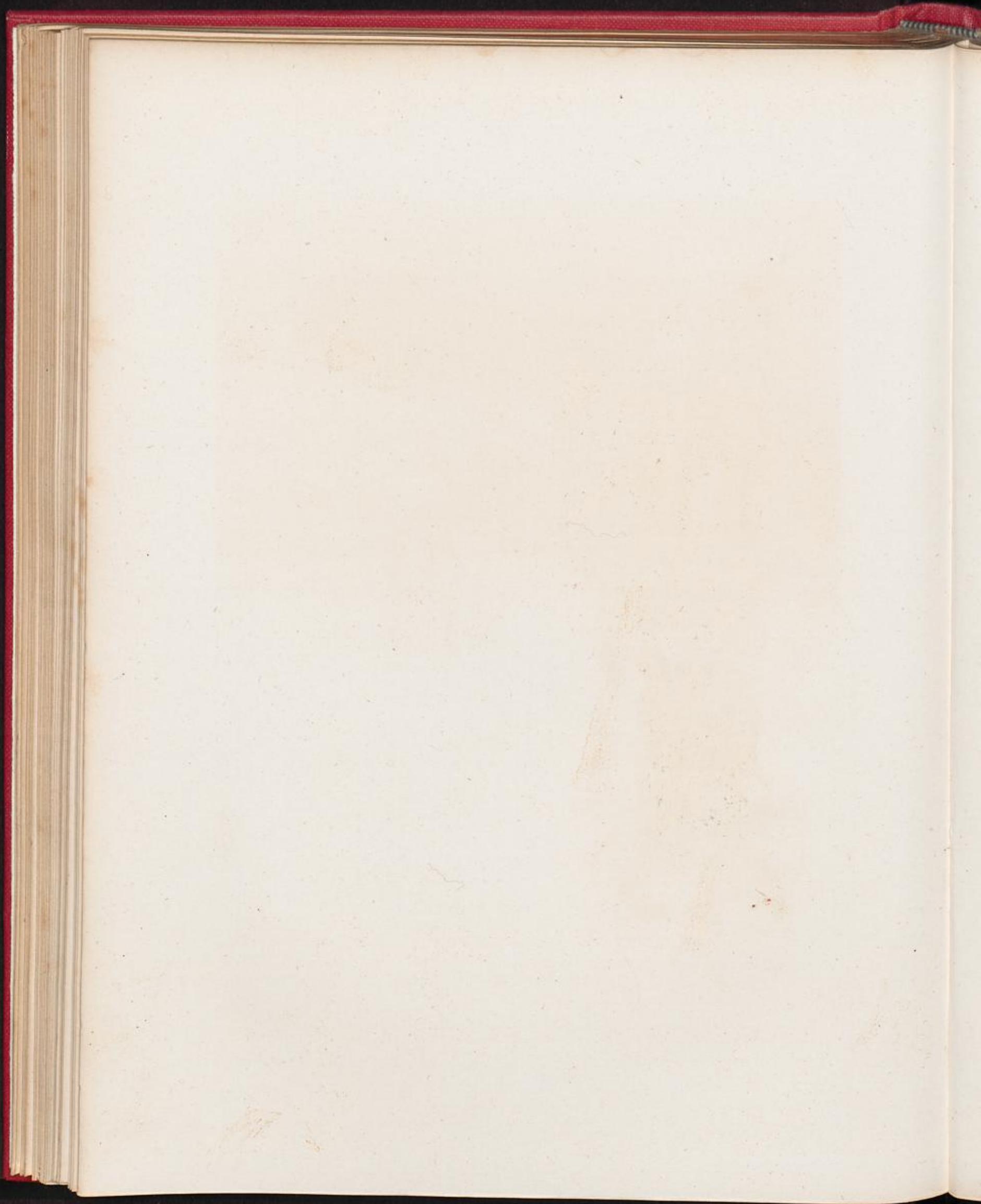
## in Turkow.

Von Bernhard von Toppel.

Herbei Soldat und Corporal  
 Von Turkow's Garnison!  
 Ein Mädchen hört Musik im Thal,  
 Der Kelter Marschlied schon;  
 Die Holsung steigt, es steigt der Muth,  
 Zerstäuben wird der Hindu Wuth  
 Vor diesem freudigen Ton!

Wo hörst Du's, Jessy, wo, sag' an,  
 Von wamen tönt der Klang?  
 „Ich hör's durch alle Donner nah'n  
 Durch die es jubelnd drang,  
 Ich hör' es fern, bald hör' Ihr's nah:  
 „Die Campbells kommen, hurrah, hurrah,  
 Den alten schottischen Sang.“

Farbendruck von C. Reubke in Berlin.



„Den alten Sang, und der ihn pfeift  
Ist Tom vom Ben-Charra,  
Sein Plaid ist schwarz und roth gestreift,  
Drin nur der Sieg ihn sah;  
Mein Tom, der über die Berge zieht,  
Ich hab' zuerst gehört sein Lied:  
„Die Campbells kommen, hurrah!“

Laß ab, o Mädchen, es war ein Traum,  
Wir hören nichts ringsum;  
Wir hören nur rauschen den Palmenbaum  
Und ferner Bienen Gefumm.  
Dazwischen dröhnt Kanonenschall  
Und wälzt sich dumpf von Wall zu Wall,  
Und die Berge liegen stumm.

Sie liegen stumm, und stumm, wie sie,  
Die arme Jessy stand;  
Hin schwand die frohe Melodie,  
Die frohe Hoffnung schwand.  
Beschämt zu Boden sank das Kind,  
Bis endlich Schlummer, leicht und lind  
Sein müdes Aug' umwand.

Sie hört den Lärm, den wilden Streit  
Wie ferne Wogen nur,  
Und ihre Seel' ist weit, ist weit  
Auf Schottlands heimischer Flur.  
Sie steht die Haide, den wilden Wald,  
Die hohen Berge von Basalt  
Und des stillen See's Azur.

Und dräben aus dem Bergcastell,  
Mit grauem Thurm und Thor,  
Dringt gleitend auf der Spiegelwell'  
Ein Klang' ihr leis' in's Ohr,  
Ein leiser, ach, ein traurer Klang,  
Sie lauscht ihm still, sie lauscht ihm lang' —  
Dann fährt sie jäh empor.

Rings wuchs der Kampf, es drängt der Feind,  
Doch wie er dräng' und dräu',  
Sie lauscht und hört, und lacht und weint,  
Und jubelt: Gott ist treu!

Und rings im Flug verkündet sie  
Von Batterie zu Batterie:  
Ich höre das Lied auf's Neu'!

Eu'r Ohr ist taub, dem meinen traut,  
Weil Schottland mich gebat,  
Es kennt den Laut, den leisen Laut  
Vom See von Bannachar!  
Verzaget nicht, bald hört Ihr's nah:  
„Die Campbells kommen, hurrah, hurrah,“  
Ich hör' es hell und klar!

Sie schürt den Muth wohl dort und hier  
In letzter, banger Stund',  
Doch schon manch' tapfrer Offizier  
Liegt todt und todeswund;  
Auf Leitern steigt und Holzgerüst  
Der wilde Feind voll Mordgelüst  
Empor vom Felsenrund.

Da, schwirrend durch das Kampfgebrüll,  
Bald tönt es fern, bald nah,  
Bald schwebend still, bald scharf und schrill,  
Und jetzt, Victoria;  
Aus tausend Flinten feuern sie,  
Dazwischen wogt ihre Melodie:  
„Die Campbells kommen, hurrah!“

Scheu flieht der Feind durch Feld und Fluß,  
Ein wirrer Knäu'l dahin;  
Nach sauft manch' scharer Schottenschuß  
Gelenkt von kaltem Sinn.  
Kein Aug' ist trocken auf Lucknow's Wall,  
Zum Himmel steigt der Jubelschall:  
Hoch lebe die Königin!

Und jetzt im Takte durch das Thor  
Der Retter Zug begann,  
Sackpfeifer spielten zwölz im Chor,  
Der lange Tom voran;  
Ihr Plaid war schwarz und roth zu schau'n,  
Und Lucknow's Männer, Lucknow's Frau'n  
Umarinten Mann für Mann.

Doch auf den Schultern jener Schaar,  
 Als sollt's die Fahne sein,  
 Mit wehendem Tuch, mit wallendem Haar,  
 Schwebt Jessy durch die Reih'n.  
 Als Tom erblickt den frohen Schwarm  
 Fällt ihm die Sackpfeif' aus dem Arm  
 Und das Mädchen sinkt hinein.

Da sprach vom Pferd der Colonel:  
 Und wär' mein Ende nah', —  
 Ist nur ein schottisch Ohr zur Stell',  
 Ist auch noch Hülf' da.  
 Doch heut soll Tom die Jessy frei'n,  
 Als Hochzeitlied soll schmettern drein:  
 Die Campbells kommen, hurrah!

### Im März.

Von H. Gottschall.

Schön ist's, wenn seine ganze Pracht  
 Der junge Lenz entfaltet;  
 Doch schöner, wenn er halberwacht  
 Erst in den Lüften waltet.

Da scheint er rings in Baum und Strauch  
 Die Augen aufzuschlagen,  
 Da ist so ahnungsreich sein Hauch,  
 So mild und voll Behagen.

Noch läßt kein Pfingsten Blütenschnee  
 Auf grüne Wipfel fallen;  
 Noch klagen nicht der Liebe Weh  
 Dem Mond die Nachtigallen.

Es schmilzt der Schnee, es dröhnt das Eis,  
 Es hirst des Stromes Kinde,  
 Und schüchtern grüßt das kahle Reis  
 Den lauen Hauch der Winde.

Du erster warmer Sonnenblick,  
 Du lösest mir vom Herzen  
 So sanft ein winterlich Geschick  
 Mit kalten stummen Schmerzen.

Einst wünsch' ich mir den März zurück,  
 Es stimmt der Mai mich träuber:  
 Nur in der Ahnung lebt das Glück,  
 Und flieht mit ihr vorüber.

### Ergebung.

Von H. Gottschall.

Wo ist Dein Hoffen hin verschlagen,  
 Das dich erquickt in schönen Tagen,  
 Als noch die Welt in Morgenpracht  
 Dein Herz entzückend angelacht.

Wohl muß die Sonne höher steigen,  
 Und schwüler sich das Leben neigen,  
 Bis aufgezehrt vom Mittagsbrand  
 Der Thau im Kelch der Blume schwand.

Zurück nicht kann die Sonne streben!  
 Nur einen Tag währt unser Leben;

Nur einen Morgen hat der Tag  
 Mit frischem Thau und Lerchenschlag.

Jetzt magst du schaffen, wirken, denken,  
 Dich sinnend in die Welt versenken,  
 Bis daß dein Herz vergessen mag  
 Des Morgens Thau und Lerchenschlag.

So steh' ich, mögen auch die Schollen  
 Auf mein begrab'nes Hoffen rollen —  
 Zum Himmel frei das Angesicht,  
 Das Herz ist trüb', die Welt ist licht!



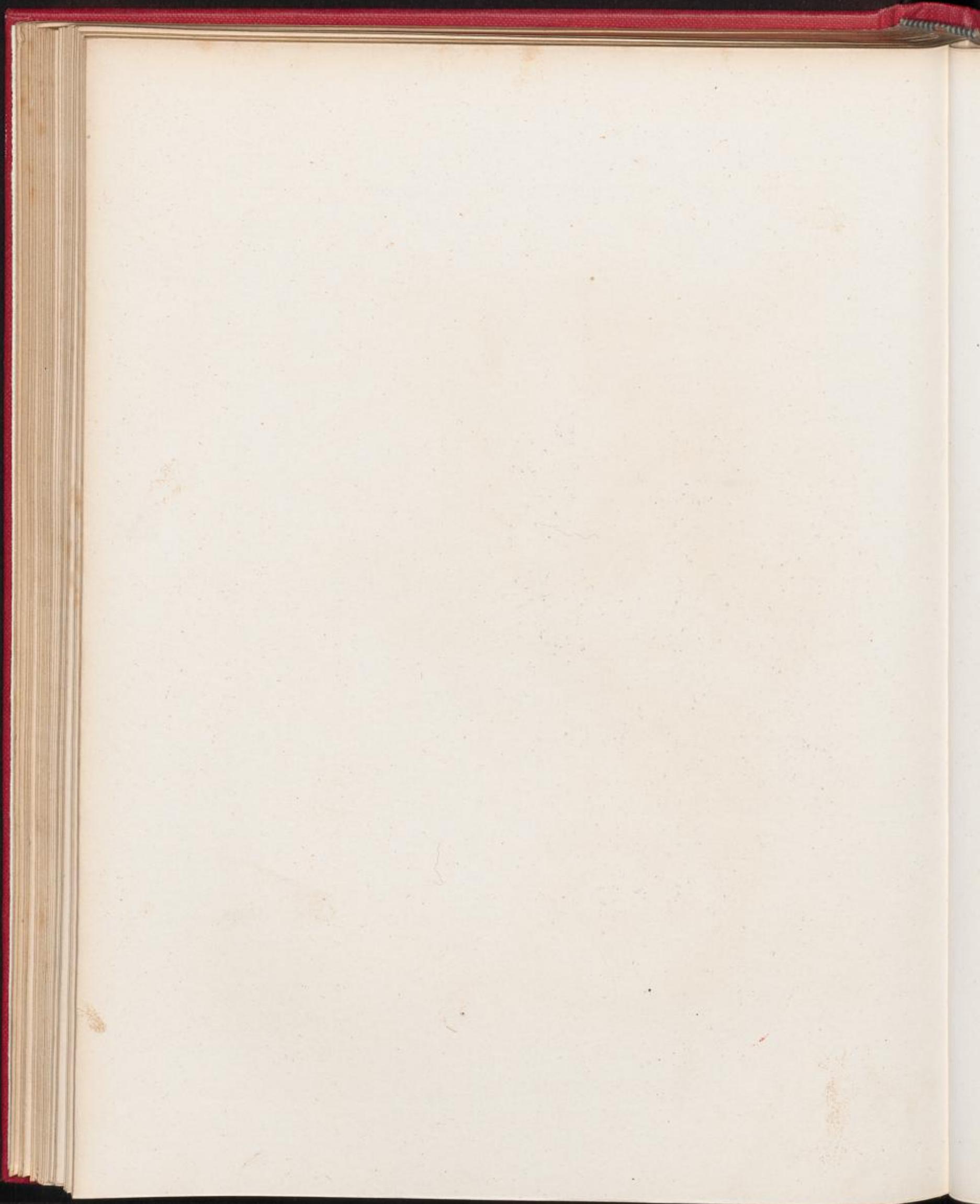
St. Iacob  
a.  
Nisibis.

Legende u. H. a. Blomberg.

Sanct Iacob, der Bi-  
schof zu Nisibis  
War seines Gottes Huld  
gewiss,  
Und seinem herzlichem  
Gebet,  
Gab stets der Herr,  
was er erfleht:

Ich

SB.



Ich weiß ein wunderbares Ding,  
Wie es ihm einst damit erging.

Drei Strolche lungerten am Weg  
In Baumesschatten faul und träg;  
Die seh'n von fern den Bischof kommen  
Und haben stracks sich vorgenommen,  
Vom wohlbekannten milden Sinn  
Des Gottesmanns zu zieh'n Gewinn.  
Der Eine sich lang zur Erde streckt,  
Ein schlechter Mantel ihn bedeckt:  
Die Andern klagen, er sei gestorben,  
Und bei dem Bischof wird geworben,  
Da er sich naht, um Liebesgaben,  
Den todten Bruder zu begraben.

Der Bischof giebt und geht vorbei,  
Und hebt in seinem Herzen treu  
Für den Verstorbenen an zu beten,  
Fleht zu dem Herrn, ihn zu vertreten:  
„Laß,“ spricht er, „frei von Satans Klau'n  
Ihn Deine ew'gen Hütten schau'n!“

Die Ganner, ihren Fang zu theilen,  
Den Bruder aufzudecken eilen:  
Er regt und rührt sich nicht — o Noth!  
Der Todesaff ist wirklich todt!  
Gott nahm ihn auf des Bischofs Bitten  
Und ließ ihn schau'n die ew'gen Hütten.  
— Da stand nun bang die Seele, ganz  
Verloren in den Himmelsglanz!

— Das Paar läuft zitternd dem Bischof nach,  
Bekannt zerknirscht, was es verbrach,  
Mähnt durch Jacobi Glaubenskraft  
Den armen Sünder hart bestraft;  
Geriffen aus dem Lasterleben,  
Zum ew'gen Pfuhl dahingegeben.  
„O gieb“ — sie fleh'n und knien nieder —  
„Dem Bruder gieb das Leben wieder!“

Der Bischof kehrt zurück zur Leich';  
Er sieht ihr Antlitz starr und bleich,

Er sieht die Andern fleh'n und knie'n  
Und Schauer faßt und Mitleid ihn.  
„Gott!“ spricht er, „irrt' ich im Gebet,  
So nimm zurück, was ich erfleht!  
An Strafe dacht' ich nicht von fern:  
Ich anempfehl' ihn Dir, dem Herrn!  
Unreif, zu steh'n vor Deinem Stuhl,  
D laß ihn nicht im Höllenpfuhl!  
Laß ihn zurück in's Leben kommen  
Zu seinem und der Brüder Frommen!“

Und Gott der Herr ließ auf sein Fleh'n  
Zurück zum Leib die Seele geh'n.  
Der Todte richtet' sich empor  
Viel andern Sinnes denn zuvor,  
Bat ab dem Bischof seinen Spott,  
Umarnte die Brüder und lobte Gott.

Doch wer des Himmels Herrlichkeit  
Gesehen, lebt nicht lange Zeit;  
Er flieht der Erde Lust und Schmerz,  
Das Sehnen zieht ihn himmelwärts.  
So starb er denn nach kurzer Frist,  
Die er gelebt als frommer Christ,  
Und kehrte, mit des Bischofs Bitten,  
Auf ewig ein zu Gottes Hütten.

\* \* \*

Nun werden wohl Manche die Nase rümpfen  
Und solche Mähr' für thöricht schimpfen,  
Daß man auf eines Heil'gen Fleh'n  
Zum Himmel eingeht — aus Verseh'n;  
Doch zu bedenken bitt' ich Die:  
Hineinzukommen, gleichviel, wie,  
Ist immer nicht durch ein Verseh'n —  
Ist nur durch Gottes Gnade gesch'e'n.  
So möge denn in Seinem Namen  
Dereinst uns Allen geschehen! Amen!

## Drei Lecher.

Von George Gessélie.

Da saßen drei Gesellen  
Um einen runden Tisch  
Und tranken Muskateller  
In einer Laube frisch.

Dem Ersten fiel eine Mücke  
Von ungefähr in's Raß,  
Da fuhr er scheu zurücke,  
Begehrt' ein and'res Glas.

Dem Zweiten fiel eine Mücke  
Gleich drauf in's Glas hinein,  
Er fischte sie zum Glücke  
Und warf sie aus dem Wein.

Dem Dritten thät's passiren,  
Der machte sich nichts drauß,  
Die Mücke ohne Bierem  
Trank mit dem Wein er auß.

Der Erste war ein Britte,  
Franzof der Andre war,  
Ein Deutscher war der Dritte —  
Das ist wohl Jedem klar!

## Guter Rath.

Von G. Gessélie.

Wer sich will ein Herz erringen,  
Der soll feurig spanisch singen,  
Spanisch oder italißch.

Wer da will sein Lieb verlassen,  
Der muß sich französisch fassen,  
Saubere aber perfide.

Wer da will sein Lieb beklagen,  
Wenn sie's ihm zu Grab' getragen,  
Thu's im deutschen Liede. —

## Sommernacht.

Von G. v. Blomberg.

Liebchen, komm in sel'ge Ferne,  
Liebchen, komm in meinen Traum:  
Südl'ich leuchten alle Sterne,  
Luna grüßt vom Waldesfaum!

Bauberisch im Arm der stillen  
Duftgewürzten Sommernacht  
Dehnt die Königin der Willen  
Ihrer Marmorglieder Pracht.

Friedlich in die breiten Stiegen  
Theilen Schatten sich und Glanz,  
Und die Sphinxen träumend liegen,  
Schweigen und Geheimniß ganz.

Ernste Römerbüsten ragen  
In der Bäume dunklem Kreis:

Um das Haupt den Arm geschlagen  
Lehnt Nyäns still und weiß.

Wasser rauschen wie vergessen  
Unter'm Laub in sanftem Fall;  
Und im Dunkel der Cypressen  
Bonnig seufzt die Nachtigall.

Durch der Lauben Finsternisse  
Dringt der Blick zu hellem Duft:  
Eine weiße Licht-Narzisse  
Blüht der Springquell in die Luft!

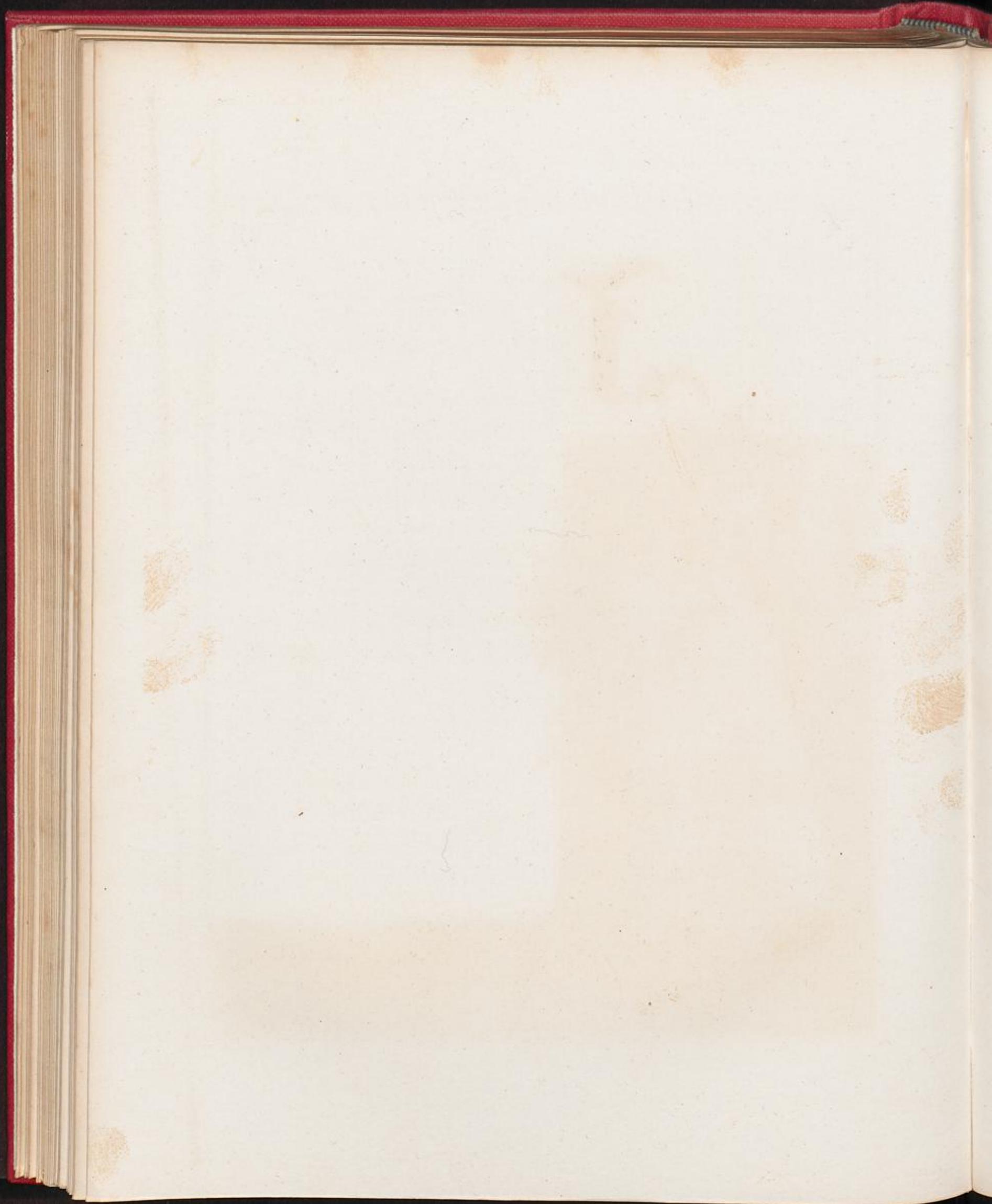
Leise her aus nächt'ger Weite  
Spricht der Wind, Du hörst ihn kaum —  
Liebchen komm an meine Seite,  
Liebchen komm in meinen Traum!

## Späte Rosen.

von  
Theodor Storm.

Ich befand mich in der Nähe einer norddeutschen Stadt auf dem Landhause eines Freundes. Wir hatten einen großen Theil der Jugend zusammen verlebt, bis wir fast am Schlusse derselben durch die Verschiedenheit unseres Berufes getrennt wurden. Während der zwanzig Jahre, in denen wir uns nicht gesehen, war er der Chef eines von ihm begründeten bedeutenden Handlungshauses geworden; mich hatten die Verhältnisse in die Fremde getrieben und dort für immer festgehalten. Jetzt war ich endlich einmal wieder in der Heimath.





Die Frau des Hauses hatte ich bisher noch nicht gekannt. — Sie war nicht jung mehr; aber in ihren Bewegungen war noch die Leichtigkeit der Jugend, und ihre ruhig blickenden Augen waren von einer kindlichen Klarheit. Es herrschte zwischen diesen beiden Menschen, wie ich bald zu bemerken Gelegenheit hatte, eine gegenseitige fast bräutliche Rücksichtnahme. Wenn sie zum Frühstück frisch gekleidet in den Saal trat, suchten ihre Augen zuerst nach ihm und thaten an die feinen die stille Frage, ob sie ihm so gefalle. Dann verschwand für einen Augenblick die tiefe Falte von seiner Stirn und er empfing ihre dargereichte Hand, als werde sie erst eben ihm geschenkt. Mitunter, wenn er in seinem Arbeitskabinett am Schreibtisch saß, trat sie aus ihrem Wohnzimmer oder aus dem dahinter liegenden Gartensaal und setzte sich schweigend neben ihn; oder sie war ungesehen hinter seinen Stuhl getreten, und legte still die Hand auf seine Schulter, als müsse sie ihn versichern, daß sie in seiner Nähe, daß sie für ihn da sei.

Es war im Oktober an einem klaren Nachmittage. Mein Freund war eben nach Beendigung seiner Geschäfte aus der Stadt zurückgekehrt, und wir saßen nun, die alte Zeit beredend, auf der breiten Terrasse vor dem Hause, von der man über den tiefer liegenden Garten und über eine daran grenzende grüne Wiesenfläche auf das dunkle Wasser der Ostsee blickte und jenseits dieser auf sanft ansteigende Buchenwälder hinaus sah, deren Laub sich schon zu färben begann. Dies Alles und der tiefblaue Herbsthimmel darüber war von den hohen Pappeln, die zu beiden Seiten der Terrasse standen, wie von dunkeln Riesencoulißen eingefast. — Die Frau meines Freundes war, ihr jüngstes Töchterchen an der Hand, aus der offenen Flügelthür des Gartensaals getreten, und mit einem stillen Lächeln an uns vorübergegangen; sie wollte sich nicht in unsre Schattenwelt drängen, an der sie keinen Theil hatte. Nun stand sie mit dem Kinde auf dem Arm am Rande der Terrasse, und blickte einem vorüberziehenden Dampfschiffe nach, dessen Rädergebrause schon eine Zeitlang die Stille der Landschaft unterbrochen hatte. Ihre hohe Gestalt, die

Umriffe ihres edlen Kopfes hoben sich deutlich gegen den dunklen Himmel ab.

Unser beider Augen mochten ihr unwillkürlich gefolgt sein; denn das Gespräch verstummte. Ich langte gedankenlos nach den Trauben, die in einer Krystallschale vor uns auf dem Marmortische standen.

„So hat es kommen müssen,“ sagte ich endlich, indem ich den Gegenstand unserer Unterhaltung noch einmal wieder aufnahm, „ich, der sogar mit Kastanien und Kirschensteinen Handel trieb, wurde ein Mann der Wissenschaft; und du, — wo sind deine Trauerspiele geblieben, die du als Secundaner schreibst?“

„Die italienische Buchführung,“ erwiderte er lächelnd, „ist ein scharfes Pulver gegen die Poesie; und gleichwohl habe ich noch den festen Willen hinzuthun müssen, damit das Mittel anschlug.“

Er sah mich mit seinen dunklen Augen an, die noch den idealen Zug verriethen, der ihn in seiner Jugend auszeichnete. „Es mag dir Mühe gekostet haben,“ sagte ich.

„Mühe?“ wiederholte er langsam; „es ist vielleicht das Wenigste, was es mich gekostet hat.“ Und dabei flog ein Blick zu seiner Frau hinüber, von einer solchen Energie der Härlichkeit, von einer Freude des Besizes, als habe er die Geliebte erst vor Kurzem sich errungen.

Unwillkürlich mußte ich eines kleinen Vorfalles am ersten Tage meines Hierseins gedenken. Damals, beim Eintritt in das Arbeitskabinett meines Freundes, fiel mein erster Blick auf das neben seinem Schreibtisch hängende Bildniß eines schönen jugendlichen Mädchens. Es war in Del gemalt, in klaren lichten Farben und von einer wahrhaft leuchtenden Heiterkeit und Lebensfrische. Auf meine Frage, wen es vorstelle, erwiderte Rudolph: „Es ist das Bildniß meiner Frau. Das heißt,“ setzte er hinzu: „des Mädchens, das später meine Braut und dann meine Frau geworden ist. Es war für die Großeltern gemalt, und ist aus deren Nachlaß an sie zurückgelangt.“ Er war bei diesen Worten gleichfalls vor das Bild getreten, während ich in Gedanken die jugendlichen Züge mit denen der nur

noch flüchtig gesehenen Frau verglich. — Als ich nach einer Weile mich zu ihm wandte, trug sein Antlitz den unverkennbaren Ausdruck einer fast schmerzlichen Innigkeit, den ich mir bei meinem längeren Aufenthalte immer weniger zu erklären wußte. Denn dieses Mädchen war ja sein geworden; sie lebte und — so schien es — sie beglückte ihn noch jetzt.

Nun, als in diesem Augenblick die schöne ruhige Gestalt vor uns von der Terrasse in den Garten hinabstieg, und da ich nicht fürchtete, eine ungeheilte Wunde zu berühren, vermochte ich meine damalige Beobachtung nicht länger zu verschweigen. „Was war das, Rudolph?“ sagte ich und nahm die Hand meines Jugendfreundes, „sage mir es, wenn du es kannst!“

Er blickte noch einmal in den Garten hinab, hinter dem aus den Wiesen schon die Abendnebel aufzusteigen begannen; dann strich er das schlichte Haar von seiner Stirn, und sagte mit dem herzlichsten Ton seiner mir einst so vertrauten Stimme: „Es ist kein Unrecht dabei und auch kein Unheil; ich kann es dir schon sagen — so weit so etwas überhaupt sich sagen läßt. — Du hast es seiner Zeit aus meinen Briefen erfahren, wie ich meine Frau vor nun fast funfzehn Jahren in meinem elterlichen Hause kennen lernte. Sie besuchte meine Schwester, mit der sie im Bade auf unseren Westsee-Inseln zusammengetroffen war. Ich lebte damals in der angestrengtesten und aufreibendsten Thätigkeit. Ein Compagnon, auf dessen Mitteln ein Theil des kaum aufgeführten Handelsgebäudes ruhte, war plötzlich ausgeschieden, und das Fehlende mußte auf andere Weise und in kürzester Frist ersetzt werden. Dazu kam die Errichtung der Dampfschiffahrts-Societät, die ich schon derzeit im Plane hatte; dessen Ausführung aber die Eifersucht unserer Nachbarstadt immer neue Hindernisse entgegenstellte. Ich bedurfte, wenn ich den Tag in Arbeit und Aufregung hingebracht hatte, einer ermunternden Theilnahme, eines Zufluchtsortes, an dem ich mein Herz ausruhen konnte. Beides fand ich bei der jungen Freundin meiner Schwester. Abends im elterlichen Garten beim Auf- und Ab-

wandeln zwischen den Ligusterzäunen waren meine Pläne und meine Sorgen der Gegenstand unserer Gespräche; sie hatte ein Ohr und Verständniß für Alles. Die Einfachheit und Sicherheit ihres Wesens, die du neulich am ersten Tage deines Hierseins an ihr bewunderdest, war schon damals vorhanden. Doch auch der Muthwille der Jugend war ihr nicht fremd. Ich erinnere mich eines Abends, wo ich den beiden Mädchen an dem alten Gartentisch in der Laube gegenüber saß. Es war an diesem Tage aller Art Unglück für mich eingetroffen. In einem augenblicklichen Anfall von Muthlosigkeit rief ich aus: „Es geht am Ende dennoch über meine Kräfte!“ Sie antwortete nicht darauf; aber sie stützte schweigend das Kinn in ihre Hand und sah mich eine Weile wie mit zürnenden erstaunten Augen an. Dann wandte sie den Kopf zu meiner Schwester und sagte lächelnd: „Siehst du! Er glaubt schon selbst nicht mehr daran!“ Und sie hatte Recht; schon in den nächsten Wochen fühlte ich, daß meine Kräfte reichten. Es verstand sich endlich fast von selbst, daß sie ihre Hand in meine legte; daß ich sie festhielt. Andere sagten mir von ihrer Schönheit; ich sah sie darauf an; ich hatte nie daran gedacht und dachte auch ferner nicht daran. So ward sie meine Frau; eine Genossin des Lebens, das der Tag mir brachte und in immer erneuter Aufgabe zur Lösung vor mich hinstellte. Du wirst es erinnern — denn ich habe dir damals öfterer geschrieben — wie von nun an ein Wirrsal nach dem andern gelöst wurde. Mir war dabei fast, als geschehe es durch ihre Hand; denn sie an ihrem Plaze wußte Alles zur rechten Zeit zu thun; sie verstand die stumme Sprache der Dinge, gleich der Goldmaria des Märchens, die es im Vorübergehen aus den Bäumen rufen hört: Schüttele uns, wir Aepfel sind alle miteinander reif! — Schon nach einigen Jahren vermochte ich dies Landhaus zu erstehen und unseren einfachen Wünschen gemäß einzurichten. Aber mit dem Glück, das mich begünstigte, mehrten sich auch meine Geschäfte; ich hatte nicht sie, sie hatten mich; ich war eingefangen in einem Netz von Combinationen, deren eine immer die andere ablöste; alle Kräfte

meines Geistes waren in diesen einen Dienst gegeben, der sie Tag für Tag in Anspruch nahm.

Mein Freund hielt inne; seine älteste zwölfjährige Tochter war aus dem Hause zu uns getreten und fragte nach der Mutter. Er nahm sie in seinen Arm, und horchte nach dem Garten hinunter. Drüben von dem Glashause her, das mit seiner weißen Firsst neben der Gartenmauer aus dem Gebüsch ragte, hörte man das Lachen der Kleinen und dazwischen wie beschwichtigend die Stimme der Mutter. „Geh' Jenni!“ sagte er lächelnd, „es sind zwei große Feigen reif; ihr dürft sie nehmen!“ — Sie nickte, und fort war sie, die Treppen hinab und durch die Rasenpartieen, welche sich unterhalb der Terrasse ausbreiteten, seitwärts im Gebüsch verschwunden.

Der Vater sah ihr einen Augenblick nach; dann fuhr er fort: „Es war im Frühling eines Sonntags Nachmittag; das schlanke Mädchen, das wir eben zur Mutter hinabgeschickt, mochte damals kaum ein halbes Jahr zählen. Der Gartensaal hier an der Terrasse war eben ausgemalt, die Frühlingssonne beschien den Estrich, und durch die offenen Flügelthüren drang der Duft der sprießenden Blätter und Knospen. Ich hatte auf dem Sopha sitzend ein Buch zur Hand genommen, desgleichen mir seit lange nicht mehr vor Augen gekommen war; ich weiß nicht, gedachte ich deiner und unsrer einst so eifrig betriebenen altdeutschen Studien, oder wollte ich mich nur vergewissern, daß hier außen für mich eine andere Welt sei, als drüben in der Stadt zwischen den dunklen Wänden meiner Schreibstube. Es war Meister Gottfrieds Tristan, den ich aufgeschlagen hatte. In einiger Entfernung mir gegenüber am Fenster saß meine Frau mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt; nebenan im Zimmer schlief das Kind in seiner Wiege. Es war Alles still; nichts störte mich, mit Tristan und Isote die Meerfahrt zu beginnen.

Die Kiele streichen hin; in der einsamen Mittagstunde sitzt Isote auf dem Verdeck. Der Sommerwind weht in ihren goldenen Haaren; aber ihre Augen quellen über, aus Weh nach der Heimath, aus Furcht vor der Fremde, wo sie des greifen

Königs Gemal werden soll. Tristan will sie trösten; aber sie stößt ihn zurück; sie haßt ihn, weil er ihren Ohm Morolt erschlagen hat. Die Luft geht schwül, sie dürstet. In der Schiffskeminate, schlecht verwahrt, steht der Minnetrank, der Isotes Herz dem alten Bräutigam entzünden soll. Ein kleines Fräulein ruft: „Seht, hier steht Wein!“ und Tristan bietet ahnungslos der Königin den Becher.

„Sie trank mit Baudern, ihr war so schwer,  
Und gab es ihm; da trank auch er.“

Und nun beginnt das Zauberspiel des alten Dichters; wir leben mit ihnen in ihrem Zweifel und in ihrer Herzensgier, wie sie nicht wollen und doch müssen, wie sie noch glauben frei zu sein und dennoch fürchten es zu werden. Unaufhaltsam quellen die süßen Verse hervor; mit ihrer heimlich dringenden Weise bethören sie das Herz. Ich sah es vor mir, das schöne jugendliche Paar, wie sie zusammen am Bord des Schiffes lehnen. Sie blicken hinaus über das Wasser, um nicht zu sehen, wie ihre Hände heimlich in einander ruhen; und, während sie ganz einer in dem andern trunken sind, reden sie wie zufällig fremde Worte, von Meer und Nebel, von Luft und See. —

Der Duft des Bechers, den der alte Meister seinem Leser so nahe zu bringen weiß, stieg auf und begann auch an mir sein Zauberwerk zu üben. Durch die Dichtung wurde etwas in mir bewegt, was das Leben bis dahin hatte schlafen lassen; ich hatte diese andere Welt nicht kennen gelernt, die Tristan und Isote nun ihre eigenen unerbittlichen Gesetze aufnöthigt, mit der der Dichter selbst, wie er zu Anfang seines Werkes sagt, verderben und gedeihen will.

Ich sah von dem Buch zu meiner Frau hinüber. Damals, mein Freund, lag noch der Duft der Jugend auf ihren feinen Wangen. Durch's Fenster fielen die Schatten der jungen Pappelblätter auf ihre Stirn und bewegten sich leise hin und wieder, während sie die Augen auf ihre Arbeit niedergeschlagen hatte. — War sie nicht ebenso schön wie „der Minne Federspiel, Isot?“ Oder war der Minnebecher kein bloßes Symbol, und

bedurfte es wirklich des geheimnißvollen Trankes, um jenen holden Bahusinn zu erschaffen?

In diesem Augenblick erwachte nebenan das Kind. Die junge Mutter stand auf und warf die Arbeit hin; aber, während sie durch den Saal ging, sah sie mich mit ihren schönen heitern Augen an und winkte mir, ihr zu folgen. — Ich mußte lächeln. „Was willst du noch?“ sagte ich halblaut zu mir selbst, und schlug das alte Zauberbuch zusammen. Und schon war sie zurück, und brachte mir das Kind, das die großen verschlafenen Augen gegen die helle Frühlingssonne aufriß. —

So blieb es ruhig zwischen uns, wie es gewesen war. Ein Jahr nach dem andern ging dahin; und in wäherender Zeit verblühte allmählig die schöne jugendliche Frau an meiner Seite. Ich sah es nicht, ich hatte kein Auge dafür, wie die Büge ihres lieben Angesichts unmerklich den weichen Umriss der Jugend verloren, und wie der Seidenglanz ihres blonden Haares erlosch; nur ihres geistigen Wesens wurde ich mir immer klarer bewußt; ich fühlte deutlich, wie es sich immer fester begründete, und ebenso, wie ich sie immer mehr verehrte.

Vor drei Jahren wurde uns noch eine zweite Tochter geboren — hoch nur! sie sind im Glashaufe; wie sie mit der Schwester disputirt! —

Indessen hatten sich meine Arbeiten allmählig vereinfacht; die Geschäfte gingen ihren geordneten Gang, so daß ich Manches anderen Händen überlassen konnte. Mein Leben gewann endlich wieder Raum für andere Dinge. Da das Nothwendigste ohne Zwang geschehen konnte, so machte sich der dem Menschen eingeborne Drang nach Schönheit wieder geltend. Ich gab dem Garten seine jetzige Gestalt und ließ dort unten das Rosarium anlegen. Du hörtest schon, wie sie die Rosen vor allen anderen Blumen liebt. Im Jahre darauf wurde hinter demselben der geräumige Pavillon erbaut. Die Holzmosaik des Fußbodens, die Sessel und was sonst an Geräth hineingehörte, ließ ich nach Zeichnungen eines befreundeten Architekten von geschickten Handwerkern anfertigen; die hohen Fenster wurden zur Hälfte mit hellgrauen seidnen Gardinen verhangen, so daß ein gedämpftes wohl-

thuendes Licht entstand. Hier in dieser Gartenstille las ich zum ersten Mal in ungestörtem Zusammenhange die alten ewigen Gefänge, die Odyssee — die Nibelungen; ich las sie laut, denn sie saß neben mir und hörte, und ihre fleißigen Hände ließen unbewußt die Arbeit ruhen. Auch die Hausmusik war nicht vergessen; mir hatte das Leben keine Zeit zur Ausübung einer Kunst gelassen, aber meine Frau verstand es zu singen, sie hatte es schon immer gern in meiner und der Kinder Gegenwart gethan. Nun traten Andere hinzu, die ein Gleiches leisteten; denn unmerklich hatte sich uns ein kleiner Kreis theilnehmender und gleichgesinnter Menschen angeschlossen.

So war im Juni vorigen Jahres mein vierzigster Geburtstag herangekommen. — Die Frühlingssonne weckte mich; sonst schlief noch Alles. Ich kleidete mich an und ging durch das schweigende Haus hinaus auf die Terrasse. Der Rasen unterhalb derselben war noch in tiefem Schatten; nur die Spitzen der Bäume und der goldene Knopf des Gartenhauses leuchteten in der Morgensonne; drüben auf dem Wasser lag noch der weiße Nebel, aus dem die schwanke Spitze eines Mastes nur dann und wann hervorah. Ich stieg langsam in den Garten hinunter, ganz erfüllt von dem Gefühl der süßen unberührten Frühe. Ich trat leise auf, als fürchtete ich, den Tag zu wecken.

Am vorhergehenden Abend war ich wieder einmal über Meister Gottfrieds Tristan gerathen und hatte mich ganz in das alte Buch vertieft. Es waren die letzten Blätter, die diese anmuthige Dichterhand geschrieben.

Der Minuetrank hatte seine Zauberkraft bewahrt. Die schöne Königin Ise und Tristan, des Königs Nefte, sie konnten von einander nicht lassen. Der alte langmüthige König hat endlich die Schuldigen verbannt. Der Dichter aber thut seinem klopfenden Herzen Genüge und führt seine Lieblinge fern von den Menschen in die Wildniß. Kein Lauscher ist ihnen gefolgt; die Sonne scheint, die Kräuter duften; in der ungeheuern Einsamkeit nur sie und er; um sie her der säuselnde Wald und unsichtbar in den Lüften der unablässige Gesang

der Vögel. Sie wandeln im Abendschein durch die Wiese, hin wo der kühle Brunnen klingt; dort sitzen sie nieder unter der Linde und blicken zurück nach der Felsengrotte, wo sie die Nacht zusammen ruhten. Sie reiten bei Sonnenaufgang durch die thaubenechte Haide auf die Firsch, die Armbrust in der Faust, die Kofse an einander drängend, Ipotens goldenes Haar um Tristans Schultern wehend.

In der stillen Morgenluft stiegen die Bilder der Dichtung wie Träume in mir auf. — Indessen war die Zeit vorgerückt; die Sonne schien warm auf die Gartensteige, die Blätter tropften, die Wohlgerüche der Blumen verbreiteten sich, und in den Lüften begann das feine Getön der Insektenwelt. Ich empfand die Hülle der Natur und ein Gefühl der Jugend überkam mich, als läge das Geheimniß des Lebens noch unentfaltet vor mir. Ich beschleunigte meinen Schritt, ich trat fester auf; unwillkürlich streckte ich den Arm aus und brach einen blühenden Zweig von dem Gebüsch, das nebenan im Rasen stand. — Unten vor dem Pavillon standen noch die Gartenstühle, wie wir sie am Abend verlassen hatten; an den verschlossenen Läden rieselte der Thau herab. Ich nahm den Schlüssel aus seinem Versteck unter der Treppstufe und sperrte die Thüren auf, damit die Morgenluft hereindringen könne. Dann ging ich zurück, rüttelte im Vorübergehen an der verschlossenen Thür des Glashauses, und trat nach einer Weile durch den Gartenfaal in das Wohnzimmer meiner Frau. Es rührte sich noch nichts im Hause, die Morgenruhe lag noch in allen Winkeln. Aber ein starker frischer Rosenduft schien die Nähe eines Geburtstags zu verrathen. Als ich die Thür meines Arbeitszimmers öffnete, fielen meine Augen auf ein Delgemälde in ovaler Medaillonform, das angelehnt auf meinem Schreibtisch stand. Es war das lebensgroße Profilbild eines Mädchenkopfes; über dem schweren Goldrahmen, der es einfaßte, lag eine Guirlande von vollen rothen Centifolien. — Der Kopf war ein wenig zurückgeworfen, das glänzende blonde Haar schien erst eben von einer leichten Hand zurückgestrichen; auf den halbgeöffneten Lippen lag der köstliche Uebermuth der Jugend.

Ich stand athemlos und starrte das schöne jugendliche Antlitz an; mir war, als dürfe ich meine Nähe nicht verrathen, als könne von einem unvorsichtigen Hauche Alles in Duft verwehen. — Es mußte eine Welt voll Frühlingssonnenlichtes sein, in welche diese jungen lachenden Augen hinaussahen. Ich neigte unwillkürlich das Haupt. Sie — sie wäre es gewesen! Mit ihr wäre auch ich in jene Einsamkeit geflohen, nach der jedes Menschenherz einmal verlangt. . . .

Rudolph faßte meine Hand.

„Und weshalb war sie es nicht gewesen? — Du kennst das Bild. Was ich gesehen, war nicht die Phantasie eines Malers, nicht etwa die blonde Königin Ifole, die vielleicht niemals gelebt hat. Dies Antlitz vor mir hatte dem Leben, meinem eigenen Leben angehört; so war sie einst gewesen, die vor vielen Jahren ihre Hand in meine legte, die noch an meiner Seite lebte.

Ich blickte wieder auf, es ließ mich nicht; der Durst nach Schönheit überwältigte mich ganz. Der Anfang eines alten Liedes fiel mir ein: „O Jugend, o schöne Rosenzeit!“ — sie hatte es damals in meinem elterlichen Hause oft gesungen. Ich streckte die Arme nach dem Bilde aus, als müsse sie so noch einmal wiederkehren, als sei diese süße jugendliche Gestalt noch nicht für immer der Vergangenheit anheimgefallen.

Da plötzlich, während mein Herz von Neue und von vergeblicher Sehnsucht zerrissen wurde, überkam mich ein Gedanke unzweifelhaften, unaussprechlichen Glückes. Sie, die das einst gewesen war, sie selber lebte noch; sie war in nächster Nähe, ich konnte schon jetzt, in diesem Augenblick noch bei ihr sein.

Ich verließ das Zimmer, ich suchte sie; aber sie war nicht mehr im Hause. Als ich in den Garten hinabging, unterhalb der Terrasse kam sie mir entgegen. Sie sah mich lächelnd an, als wolle sie in meinen Augen die Freude über ihr Geburtstags-Angebilde lesen. Aber ich ließ ihr keine Zeit, ich faßte schweigend ihre Hand und führte sie in den Garten hinab. — Und wie sie in dem weißen Morgenkleide in ihrer mädchenhaften Weise neben

mir ging, mit ihren stillen Augen mich fragend und erstaunt betrachtend, wie ihre Hand so leicht und hingegeben in der meinen lag, da konnte ich nicht erwarten, mich anbetend vor ihr niederzuwerfen; denn alle Leidenschaft meines Lebens war erwacht und drängte ihr entgegen, ungestüm und unaufhaltfam.

Rudolph schwieg einen Augenblick; dann sagte er leise, indem er vor sich in das Abendroth blickte, das schon mit seinem letzten Schein am Himmel stand: „So habe auch ich noch aus dem Minne-

becher getrunken, einen tiefen, herzhaften Zug; zu spät — aber dennoch nicht zu spät!“

Wir saßen schweigend neben einander; allmählig brach die Dunkelheit herein. Im Garten war Alles still geworden; aber im Pavillon unten waren schon die Lichter angezündet und schienen durch die Büsche. Nun wurde ein Accord angeschlagen, und von einer tiefen Altstimme gesungen klangen die Worte durch die Nacht:

O Jugend, o schöne Rosenzeit!

### Anselm von Bern.

Von H. v. Sevel.

Vor Zeiten lebt' in der Furcht des Herrn  
Bischof Anselm im Land zu Bern.

Der spendete Segen und erndtete Dank  
Und manchen Gulden baar und blank.

Doch er verbracht' es nicht für sich,  
Den Armen gab er's mildiglich.

Und wenn er ritt von Thal zu Thal,  
Bog er sein Säckel hundertmal.

Er ritt ein Saumthier fromm und schlau,  
Das kannte die Armen schon ganz genau.

Und wo es einen am Wege fand,  
Da naht es von selbst und nickt und stand.

Die blinde Grete von Hochkapell,  
Den lahmen Hans von Appenzell,

Den stummen Jürgen, die taube Mariann,  
Die närrische Käte, den alten Johann;

Von Oberzellen die Kinder und Frau'n,  
Die Kranken und Krüppel am Wilmer Baun;

Sie alle kannt' es und hemmte den Trab,  
Bis Jedem der Bischof ein Scherlein gab.

Einst trat der Abt von Hohenstein  
In des frommen Bischofs Wohnung ein.

„Herr Bischof, ich muß über Land,  
Zu prüfen der Seelen Bucht und Stand;

Doch ward mein Pferd über Nacht mir krank;  
Leih' Eures mir, Gott weiß es Euch Dank.“

„Gern leih' ich's Euch als guter Christ,  
Obwohl mein Pferd nur ein Esel ist.

Doch Ein's zuvor beding' ich mir:  
Führt sanft den Bügel, schon't das Thier.“

Der Abt begann sogleich den Ritt,  
Und der Esel ging in gutem Schritt.

Doch sah er die blinde Grete bald  
Und naht' und nickt' und machte Halt.

Selbst! der Abt verwundert denkt,  
Und zupft und zerrt und treibt und lenkt.

Indeh, bei aller Eil' und Hast,  
Die Näh' der Grete beschämt ihn fast;

Er wirft einen Heller ihr in den Schooß,  
Und plötzlich kommt er von ihr los.

Doch, was ist das! O Mißgeschick!  
Beim lahmen Hans dasselbe Stück!

Indeß die Noth geht auch vorbei,  
Mit dem zweiten Heller kauft er sich frei.

Doch bald zieht er die Stirne kraus,  
Denn die Kupfermünze geht ihm aus.

Hei, stummer Jürgen und taube Mariann,  
Heut rücken für Euch die Bagen an!

Was! ruft er, alles wie toll und blind?  
Auch noch mein Silber dem Lumpengefind'?

Vor Oberzellen sträubt sich gar  
Bei eines Guldens Spende sein Haar.

Mit dem Gulden geht die Geduld ihm aus  
Und nun beginnt ein harter Strauß.

Vor Wilin beim nächsten Aufenthalt,  
Da braucht er der Geißel ganze Gewalt.

Und des Esels Tugend bäumt sich empor,  
Weil bald auch sie die Geduld verlor.

Rings wirbelt der Staub, aufschrei'n die Frau'n,  
Und der Abt liegt hinter dem Wilmer Baun.

Heim kehrt das brave Thier allein,  
Und der brave Reiter hinterdrein!

„Herr Bischof,“ ruft er, und keucht noch lang,  
Und wischt sich den Schweiß von Stirn' und Wang'.

„Wenn Ihr 'mir Euren Esel leiht,  
Seid auch mit Eurem Sedel bereit!“

„Gemach,“ sprach sanft der Bischof nun,  
„Lernt auch von Thieren Gutes thun.“

Und wollt Ihr's nicht von einem Thier,  
Wohlan, so lernet es von mir!

Und, wenn auch dies Euer Stolz Euch wehrt,  
So lernt's von dem, der's mich gelehrt!“

### Italiänische Volkspoesie,

übersetzt von Paul Heyse.

#### Rilornelle.

Da wir so traulich sitzen hier beim Weine,  
Lasset uns einmal von unsern Liebsten plaudern.  
Der Hübscheste von allen ist der Weine.

Ach mein Papa, was sperrtet Ihr mich ein?  
Ihr habt mich in ein Kloster eingeschlossen; —  
Nahmt Ihr denn keine Frau? Auch ich will frei'n.

O Gott, ich will mir in die Adern schneiden,  
Und will dir all mein Blut zu trinken geben;  
Dann kann sich niemals Eins vom Andern scheiden.

Willst du mich todt sehn, nimm den Doldh und ziele  
(An meinem Leben ist mir nichts gelegen),  
Und gib mir Einen Tod und nicht so viele.

Der Himmel ist so hoch, wer reicht hinan?  
Zu Schönen darf ich schwerlich mich versteinen,  
Was fang' ich aber mit den Garstigen an?

Mein Liebster mußte weit von dannen geh'n.  
Ich schick' ihm einen Stern, um ihn zu grüßen;  
Die Leute staunen, die ihn schießen seh'n.

Den Vogel, der herumschweift, hör' ich sagen:  
Triff mich, o Jäger, triff mich, wenn du kannst! —  
Wer in die Ferne liebt, ist zu beklagen.

Sch lieb' ein Haus, das auf dem Markte steht.  
Man kann die Uhr sehn, wenn die Stunden schlagen,  
Und seinen Schatz, wenn er vorübergeht.

Nachts reihen alle Sterne sich zum Tanz,  
Weil dann die Augen sich geschlossen haben,  
Die schöner sind und mächtiger an Glanz.

Der Stein in Eurem Ringe glüht so hell,  
So glühn die Augen Euch im Angesicht.  
Es hat sie Euch gemalt Sanft Gabriel,  
Ein schön'rer Heil'ger ist im Himmel nicht.  
In Rom die Maler klagen und betheuern,  
Sie fänden keine Farben gleich den Euern.

Wenn ich dich um die Ecke biegen sehe,  
So wisse, daß ich deine Schritte zähle.  
Dein holder Blick stürzt mich in banges Wehe,  
Ach, Schritt für Schritt gewinnst du meine Seele.

Wie viele Zeit verlor' ich, dich zu lieben;  
Hätt' ich doch Gott geliebt in all' der Zeit!  
Ein Platz im Paradies wär mir verschrieben,  
Ein Heil'ger sähe dann an meiner Seit'.  
Und weil ich Dich geliebt, schön frisch Gesicht,  
Verscherzt' ich mir des Paradieses Licht.  
Und weil ich dich geliebt, schön Beigelein,  
Geh' ich nun schwerlich in den Himmel ein.

Du dachtest Leu'n und Tiger zu bezwingen,  
Daß sie wie Lämmer zahm sich lenken ließen,  
Die Sonne dachtest du zum Steh'n zu bringen,

Und mein Geliebter heißt . . . wie nennt er sich?  
Ich kann mich auf den Namen nicht besinnen —  
Ach richtig: Giusseppin. Sein Schatz bin ich.

#### Rispetti.

Die Meeresfluth in einen Krug zu schließen.  
Du dachtest an der Kette mich zu führen  
Und hielt'st am Faden mich mit Ungebühren,  
Mich anzufetten warst du sehr beflissen,  
Doch — nur ein Faden war's: er ist zerrissen.

Nein, junger Herr, so treibt man's nicht fürwahr,  
Man sorgt dafür, sich schicklich zu betragen.  
Für Alltags bin ich gut genug, nicht wahr?  
Doch Andre suchst du dir an Feiertagen.  
Nein, junger Herr, wirst du so weiter sünd'gen,  
Wird dir den Dienst dein Alltagsliebchen künd'gen.

Wie schön die Nacht mit ihrem Sternheer!  
Komm doch heraus und zähl' einmal die Sterne.  
Der Schmerzen, die ich fühle, sind weit mehr,  
Sprichst mit Andern und ich steh' von ferne.

Wenn du mich liebst, mein Herz, thu' mir das Eine  
Und gieb den Abschied deinen andern Flammen,  
Gieb mir es Schwarz auf Weiß, ich sei die Deine,  
Das zeig' ich dann den Andern allzusammen.  
Gieb mir es schriftlich, Herz, ach sei so gut,  
Dich kostet es ja nichts, mir stärkt's den Muth.

### Singe wieder!

Album-Jeilen von B. v. Reyer.

Oft drang mein Ruf zu Dir, — er dringe wieder:  
Dein lang' verstummtes Lied erklinge wieder!  
In Deines Herzens Tiefen greif' auf's Neu  
Und, was Dir oft gelang, gelinge wieder.  
Den reichen Stoff, den Dir das Leben lich,  
Ihn gieb im Lied zurück, ihn bringe wieder,  
Was Dir der Jordan zugeranscht, der Nil,  
Die Palmen, gieb die Wunderdinge wieder.  
Das Alte strahle neu aus Deinem Mund,  
Den Tod zum schönen Leben zwingte wieder,

Und was in Trümmern liegt, zerstreut und wüßt,  
Leicht füg' es Deine Kunst zum Ringe wieder.  
Und was in Deinen Träumen lacht und weint,  
Der Reime Kranz sei's, der's umschlinge wieder.  
Nach Deinem Ungang sehnt die Muse sich —  
Nach langer Raft wuchs Deine Schwinge wieder  
Nach Deinem Finger sehnt die Saite sich,  
Die Leben gern von Dir empfinde wieder.  
Auf diese Blätter streu' die schöne Saat,  
Wohlan, geliebte Seele, füge wieder!



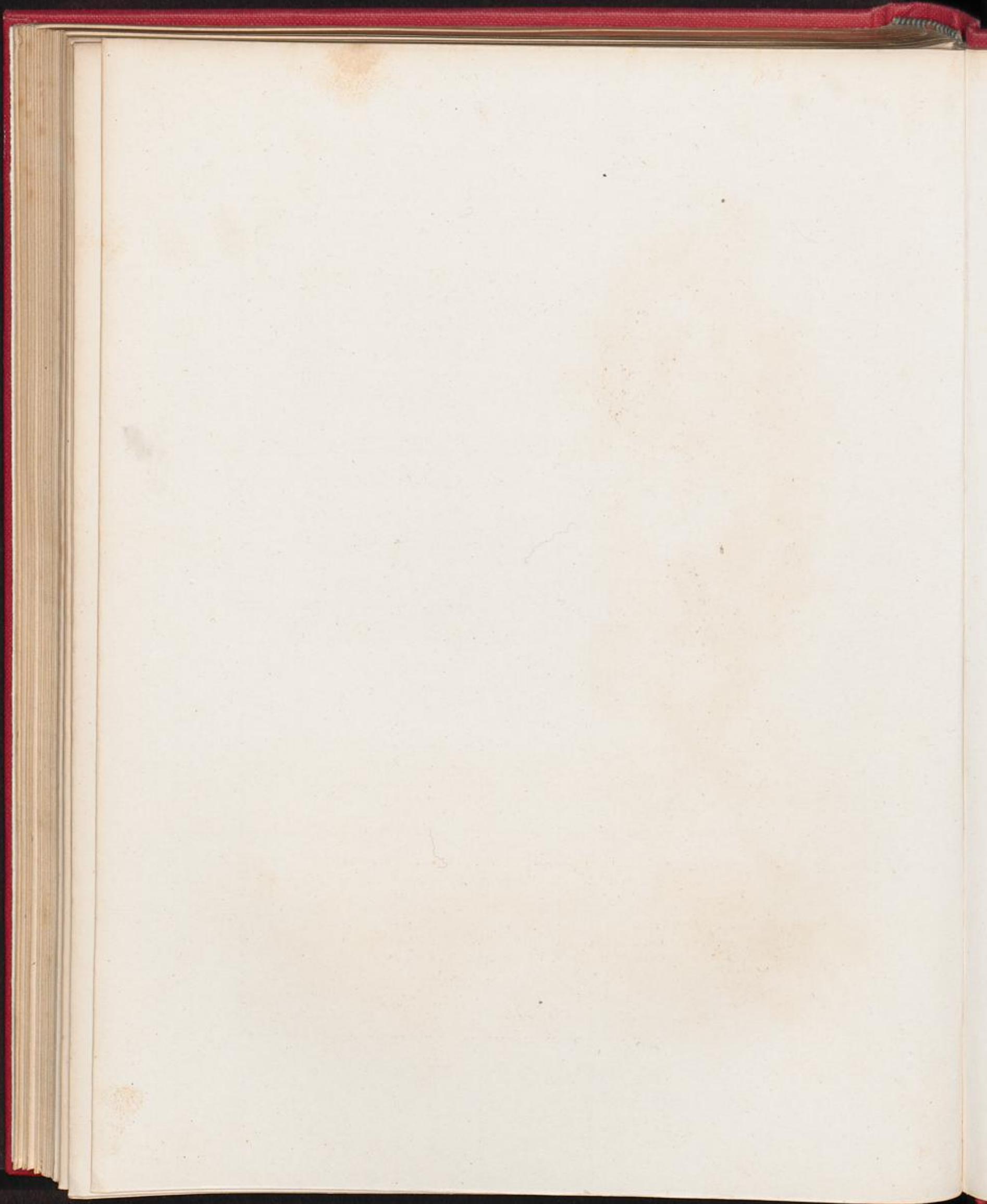
# Die Jungfernbefreiung

in der  
Grafschaft Mark.

Von Fedor v. Köppen.

Der Satrap von Mark und Westphalen saß  
Auf seinem Zimmer allein,  
Sein Blick war finster, am Boden rann  
Der goldene Wein vom Rhein.

Der Satrap Loison, von Stolz geschwellt  
Und reich an Siegesgeprahl, —  
Dass ihm ein Mägdlein den Ruhm vergällt,  
War heute das erste Mal.



Das war zu Schwelm im Gasthaus die Magd,  
So spröde, als schön zugleich,  
Die hatte sich ihm zu sträuben gewagt  
Mit muthigem Backenstreich.

Da riß er die Klingel, die Wache kam:  
„Um Mitternacht sieht zu Noß!  
„Die Dirne unten soll werden zahm  
„Bu Münster auf meinem Schloß!“

Am Spinnrad saß bekümmert die Maid  
Und seufzt in Thränen sacht,  
Ging müde dann von Gram und Leid,  
Auf ihr Kämmerlein zu Nacht.

Und draußen plötzlich auf dunklem Gang  
Pact sie's mit roher Gewalt,  
Und schleppt und schleift sie die Dieb' entlang,  
Da war kein Sträuben noch Halt.

Eine Kutsche harrte, da zog sie's hinein,  
Fort rollte sie sturmgeschwind  
Bur Pforte hinaus über Stock und Stein,  
Laut jammert's in Nacht und Wind.

Und pfiß der Nachtwind mit gellendem Zug,  
Doch Einer hört's im Versteck,  
Ihr Schatz war ein Schneider, dem Schneider schlug  
Das Herz auf dem richtigen Fleck.

Der eilte weckend von Ort zu Ort:  
„Gesellen! sitz umgeschaut!  
„Der Marder stiehlt uns die Lauben fort,  
„Der Schelm entführt mir die Braut!“

Auf fuhren vom Schlafe die Männer von Schwelm,  
Gesellen und Bürgerseuf:  
„Wir haben kein Weib für den wälschen Schelm,  
„Wir retten die Jungfer noch heut!“ —

Und saßen zu Rosse mit ledern Muth,  
Sie trugen nicht Schwert und Helm,  
Doch Stecken zu Waffen und Bänder am Hut,  
Die wackern Gefellen von Schwelm.

Bur Pforte hinaus, durch Hecken und Strauch,  
Wo die Spur im Sande sich bot;  
Sie ritten wohl durch den Höhenrauch  
In das schimmernde Morgenroth.

Und Acker und Höfe und Haideland,  
Die Schwammen vorüber schnell,  
Und wo auf den Rängen ein Füllen stand,  
Da wichert es muthig und hell.

Und wo eine Sichel im Felde schwirrt,  
Da klang es: Glück auf zum Ritt!  
Und wo ein Bursche die Rosse schirrt,  
Da jauchzt' er und jagte mit.

Und als sie kamen durch Bevelsberg,  
Da war die Jungfer zu Haus, —  
Kein Hammer mehr ging in dem Hüttenwerk,  
Es zogen die Schmiede mit aus.

Da folgte dem hurtigen Schneiderzweg  
Der ruhige Niesenschwärm,  
Das waren die Schmiede von Bevelsberg  
Mit wuchtigen Eisenarm.

Schon hatten sie weit im Rücken die Stadt,  
Das Ziel noch außer Gesicht,  
Die Rosse bekamen das Rennen satt,  
Die Burschen das Reiten nicht.

Es drückte der Staub, die Sonne brannt,  
Da zeigte das Schneiderlein: „Suck!  
„Ich seh' eine Kutsche, mit Schemen bespannt,  
„Jetzt gilt's, wir haschen den Spuk!“

Da legten sie los, in die Bügel gestemmt,  
Wild segte die Jagd das Thal,  
Und wer nicht fest mit den Schenkeln klemmt,  
Der klammert mit Händen zumal.

An den Hälften klebt's, in den Mähnen hing's,  
Ein Knäuel von Mann und Noß,  
Im Flug umbraufte den Wagen rings  
Der schnaubende, staubende Troß.

Die Vordersten brachten die Kutsche zu Stand,  
Die Schecken knirschten den Baum,  
Der Nächste riß den Lakai'n in den Sand,  
Dem schwindelt's im wirren Traum.

Die Wachen sprangen zu blutiger Wehr,  
Heil! flogen die Klängen heraus,  
Und die Schmiede machten die Häuste schwer,  
Das gab einen harten Strauß.

Da schlüpfte der Schneider zum Wagenschlag  
Wohl unter dem längsten Schwert,  
Er zog die Jungfer hervor an den Tag  
Und schwang sie zu sich auf's Pferd:

„Die Dirn' ist mein! ich löse den Bann,  
„Zum Teufel den Jungferraub!“  
Dann fuhr's und braußt's dahin und hindann,  
Von der Strafe wirbelt der Staub.

Durch Wald und Wiese, durch Hof und Feld  
Heim sang der fröhliche Chor,  
Und wo im Dorfe die Dirnen gefellt,  
Da warfen sie Sträußchen empor.

Und wo das Volk zusammengerannt,  
Da rief's einmüthig und stark:  
„Gott wahre den König von Preußenland,  
„Den rechten Herrn in Mark!“

Und gab Geleit bis Schwelm an's Thor,  
Da ordnete sich der Troß  
Zu festlichem Zug, das Brautpaar davor,  
Die saßen zu Zwei'n auf dem Ros.

Sie zogen im Jubelgewoge noch  
Die Straßen wohl auf und ab;  
Die Hüte flogen, die Sträuße hoch,  
Die Tücher wehten herab.

Da sprach die Stadt Schwelm im klugen Rath:  
Nun führet das Paar zum Altar!  
Wir wollen ihm rüsten den Hochzeitstaat,  
So stolz, wie keiner noch war.

Und möchten die Kinder ihm ähnlich sein,  
Damit in der Grafschaft Mark  
Die Weiber bleiben sittig und rein  
Und die Männer muthig und stark!

### Am Grabe von Adolph Schultzs.

Von Emil Ritterhaus.

Zwei Monde sind verrauscht in's Meer der Zeit,  
Zeit Dich der Tod erlöst von allem Leid.  
Dein Grab umweht des Lenzes milde Luft;  
Schon blüh'n die Frühlingsblumen auf der Gruft.  
Ja, Blumen, Blumen Dir auf's Grab, o Mann,  
Dir, der im Leben Dornen nur gewann!  
Die schönsten Blüthen streu' auf's Grab der Wind  
Dem, dessen Lieder duft'ge Blüthen sind! —  
Ja, Blüthen sind es, die an Düften reich,  
Nicht ist Dein Lied der starken Eiche gleich;  
Kein wildes Sturmlied je Dein Singen war,  
Dem Volkslied gleicht es, einfach, schlicht und klar.  
Wer hat verklärt im Lied so schön wie Du,  
Am trauten Heerd die süße Liebesruh!  
O, die Dich kennen, fühlen's all', Poet,

Ein Herzschlag noch durch Deine Lieder geht.  
Doch nicht nur Blumenfänger warst Du, nein!  
Gewappnet standst Du in der Kämpfer Reih'n.  
Auch Du, Du hast im Streite Dich gerührt;  
Des Hornes Schwert, des Wipes Pfeil geführt.  
Des Hohnes Brandrakete warfst Du gut.  
Als Alles kämpfte, hast Du nicht geruht!  
Prophetisch ging, trotz allem Erdenleid,  
Durch's Herz Dir Ahnung einer bessern Zeit.  
Du sangst Dein Lied der neuen Zeit zum Ruhm;  
Du hast gekämpft für freies Menschenthum!  
Nicht hast gebettelt Du, wie's heut' gefällt  
So Manchem, bei der Pharisäerwelt.  
Dein stolzer Geist, er litt nicht Zwang und Bann:  
Du warst ein Dichter und ein ganzer Mann!

Und welch ein Herz! So liebevoll, so reich  
An reiner Gluth! Ihm kamen wenig gleich.  
Dies Sangerherz, zernagt von bitt'rem Harn,  
Für fremde Noth barmherzig blieb's und warm.  
Hast Du nicht einst in böser Zeuche Zeit  
Den Waisenkindern Deinen Sang geweiht?  
Nicht kommst Du kalt auf blasse Wangen sehn,  
Und solch ein Herz mußt' elend untergehn!  
Für Dich des Glückes Blüthe nimmer sproß;  
Dir war die Sorg' Dein Leben lang Genoß!  
Die Qualerin, die Krankheit, hielt umspannt  
Mit Eisenklammern des Poeten Hand.  
Sie hat zerpluckt ihm jeden Bluthenstrauch;  
Tropfweise trank den Schierlingskelch er aus.  
Ja, Sorg' und Krankheit, beide eng im Bund',  
Die machten trüb' ihm jede Lebensstund'!  
Ein Wort von Dir klingt noch im Ohr mir heut':  
„Seit Jahren hab' ich mich nicht mehr gefreut!“  
Deß Lied so manche Herzen froh gemacht,  
Ihm hat das Glück seit Jahren nicht gelacht.  
Ihn hielt Fortuna nicht im weichen Schooß.  
Poet, Poet, Dir fiel ein traurig Loos!  
„Gedenk' zu leben!“ einst ein Gotthe sprach,  
Sein Lebenstag, es war ein Sonntag!  
Dir klang es anders, nicht als Wort der Lust,  
Dir klang's: „Bedenke, daß Du leben mußt'!“  
Dir klang es scharf wie eines Dolches Stich.

Der Augenpaare sieben sah'n auf Dich!  
Für sie, für sie, da hast Du treu geschafft,  
Zusammen Deine ganze Kraft gerafft;  
Für Deine Kinder und Dein treues Weib  
Hast Du gequält den lebensmüden Leib  
Im Dienst des Handelsgottes spät und früh. —  
Dein letztes Lied, es war für sie, für sie!  
Es war ein wundersamer Schwanensang,  
Die Sehnsucht sang es, die nach Ruhe rang;  
Es war die Sehnsucht nach dem Kranz von Mohn;  
Es war ein Lied wie Aeolsharfonten;  
Es war kein Angstruf ob dem nahen Tod,  
Nein, freundlich war es, wie ein Abendroth,  
Und klang ein Ton des Schmerzes noch hinein:  
Die Sorge für die Deinen war's allein! — —  
Schlaf ruhig, Dichter! Ruh' von Deiner Qual!  
Dein denkt in Lieb' Dein schönes Heimathsthal.  
Nicht blühet uns dort des Heuchlers dunkle Saat;  
Es blühet auch dort ein Christenthum der That.  
In Herzen gluhet noch wahrer Liebe Licht:  
Des edlen Sängers Waisen darben nicht!  
Schlaf ruhig, Dichter! Was Dein Geist uns gab,  
Dein Sang, Dein Lied, wir trugen's nicht zu Grab!  
In Herzen wiederhall't es nah' und fern';  
Im Reich der Dichter bleibst auch Du ein Stern!  
Schlaf ruhig! Nicht umsonst hast Du gestrebt;  
Dein Geist im Kranze Deiner Lieder lebt!

### In der Nacht.

Von Emil Nittershaus.

Sie schläft, von meinem Arm umfassen;  
Sie lehnt an meine Brust die Wangen.  
Nicht ahnen soll ihr heit'rer Sinn,  
Daß ich unsäglich elend bin!  
Der Traum auf ihre Wimpern thaut. —  
Mein Herz, mein Herz, poch' nicht so laut,  
Bermag dich auch der Sorgen Brut:  
Ist sie nur glücklich, dann ist's gut!

Wenn sie erwacht, soll sie nicht sehen,  
Daß Thränen mir im Auge stehen.  
Kein Seufzerlaut verkund' ihr je,  
Wie mir um's Herz so bang und weh! —  
Was du an Leid beschieden ihr,  
O Himmel, gieb es dreifach mir!  
Für mich allein der Schmerzens Gluth,  
Doch sie sei glücklich! — Dann ist's gut!

## Zu den Bildern.

Wir wollen nicht hoffen, daß der junge Künstler, welchen P. Burger an den Eingang unseres diesjährigen Bildersaals gestellt hat, deshalb eine so unbehagliche Miene macht, weil er drinnen im Cabinet des Herrschers nicht auf Kunstsin und Kunstliebe zu rechnen hätte. Wir achten diese immer mit wahrhaft fürstlichen Männern eng verbunden. Vielleicht sind es nur in den Lüften heuende politische Ungewitter, welche ihn allein mit dem Gefühl der Deplacirung erfüllen. Denn wir sehen einen Bedienten des Kriegsherrn auf dem Anstand sitzen und in der Fensternische scheinen zwei Diplomaten in ein gewichtvolles, alle Eventualitäten erwägendes Klüstergespräch tief versenkt. Die ganze Scene ist wie die erwartungsvolle Stille vor dem Sturm und der Künstler hat die Rolle des eingeschüchterten Singvogels. Nur der Kammerdiener fühlt sich sicher und seiner selbst gewiß; er legt nur eine Wichtigkeitsfalte mehr in sein Gesicht und pendelt um ein geringes beschleunigter zwischen Vorzimmer und Cabinet hin und her, die Dienstknechte mit einer Priese aus der blankgegriffenen Silberdose ausfüllend. Aber wir haben die Zuversicht, daß der Künstler nicht bloß bei den Argo-Freunden, sondern auch drinnen im Cabinet mit seinen Vätern willkommen ist; denn ohne Zweifel ist der Kürst auch unserer Meinung, daß, je schwerer die Zeiten, je verwickelter und bedrohlicher die politischen Verhältnisse sind, desto mehr bei den höchsten, den geistigen Gütern die Aufmerksamkeit dorthin festgehalten werden muß, denen die Besäße derselben obliegt. Würde nicht der ganze friedliche Völkerverkehr vor einem drohenden Kriegsumwette oft erschreckt stocken und in Unthätigkeit sinken, namentlich aber der fröhliche Austausch der todten Münzen und Papiere gegen den nützlichen und verjüngenden Besitz sich auf bellagender Weise mindern, der Krieg oder die Kriegsbereitschaft, Welches würde viel von seiner fähenden und zerstörenden Macht verlieren. Lesen wir nicht in der Bibel, daß die Männer von Jerusalem in der einen Hand die Werkzeuge zum Bau der Stadt und in der anderen die Waffen zu ihrer Verteidigung hielten? Wissen wir nicht, daß, als die Waffen der Griechen am schärfsten waren, ja selbst noch, als der peloponnesische Krieg das schöne Land zerriß, die griechische Kunst ihre schönsten und unvergänglichsten Siege feierte, daß Helden- und Künstlererubim Hand in Hand miteinander gingen? Aber freilich, damals gab es noch keine Börse; nicht in dem Steigen und Fallen der Papiere lag der Anstoß zu Fleiß und Betriebsamkeit, sondern im eigenen Innern lag der Eudämon, der die herrlichsten Werke schuf.

Wir wollen uns nicht rühmen, daß wir ohne jenen Frieden von Villafraanca in See gestochen wären, aber so viel steht fest, daß die Schuld nicht an den Dichtern und Malern gelegen hätte. — Die Kunst hat immer Lust und Nöthigung zu zeigen, daß sie ewig ist. — Ganz wie die Liebe. Sie benutzt jedes neue Mittel, sie profitirt von jeder neuen Erfindung, aber Alles zum alten Zweck. Sie lernt jede Sprache, aber sie vergißt nie ihre ursprüngliche, welche so alt ist, wie die Klammern der Erde. Es ist kein Knoten so fein oder so fest

geschürzt, die Liebe löst oder zerbaut ihn; wahrlich, ginge sie nicht so sehr über eigenen Wege, sie wäre die trefflichste Diplomatin von der Welt; und wie oft ist sie es nicht gewesen, wo die ihr unwichtigen Staatszwecke mit ihren wichtigeren zusammen gingen. W. Amberg führt uns an die weinumrankte Fensterbrüstung des ersten Stockwerks eines Patrizierhauses. Die schweren goldbesetzten Vorhänge, der elegante Anzug der Tochter des Hauses läßt uns darauf schließen, daß die Verhältnisse das Verhältniß nicht begünstigen. Denn wir sind fest überzeugt, daß die Liebesbrief-Post in die Regionen geht, die mit dem Geschwäg der Spagen vertrauter sind, als mit dem der Papageien, aber auch vertrauter mit dem vierzeijelligen Fall der Sonette, als mit einem Wirtschaftsbuch, wie es die Mama, oder mit einem Handels-Conti, wie sie der Vater des Jungknechts führt. Leider können wir den Lesefrauen das Sonett nicht mittheilen, auf welches jetzt die Antwort, von Rosenblättern getragen, in die Dachkammer des Waisenhofes schwebt, und auf viele Tage sein Herz helle und seine Klauke lustig macht.

Wir sind nicht ganz sicher, welche von den vielen Marimus-Kapellen in Tirol oder Steiermark unserm Mit-Argonauten G. Vierzmann vorgeschwebt hat, als er sein Erinnerungsbild für die diesjährige Herbst stiftete, das A. Haun in das einfache Schwarzweiß überseht hat, dessen sich auch die Hand des Winters zu bedienen pflegt, um uns seine Landschaften zu zaubern, — mitunter fügt sie noch, so um die Morgen- oder Abendzeit, eine röthliche Tomplatte hinzu, — wir müssen noch weitere Unwissenheit bekennen; denn wir können unsern Lesern nichts über den Heiligen mittheilen, dem man an so heroortagend schönen Stätten der Natur Wohnungen errichtet hat. Unmöglich ist es jener Marimus Confessor, jenes hochverehrte Vorbild des Mönchtums, der die Leibeigenschaft für unvereinbar mit dem Christenthum erklärte, der eifrige Vertheidiger der orthodoxen Lehre von den zwei Willen in Christus der in seinem 82. Jahr nach Konstantinopel geschleppt und dort hingerichtet wurde; unmöglich ist es jener Marimus aus Tyrus der unter Kaiser Septimius Severus Veredsamkeit und platonische Philosophie lehrte; unmöglich endlich jener fromme Bischof von Turin, der gegen die heuchlerische Umgehung der Fastengesetze kämpfte. Jedemfalls aber ist es ein Heiliger, den wir um die reizvolle Situation seiner Kapelle zu beneiden alle Ursache haben.

Leutnant Schmittson (geboren am 18. April 1830 in Frankfurt a. M.) hat erst seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich gezogen, aber er gehört zu denen, die es gleich im hohen Grade thaten, weil er sich als eine originelle, fertige Potenz vor Augen stellte. Seine Bilder führen den Beschauer auf die ungarische Puszta und schilderten das Leben der dortigen Koschirten und Pferdehändler. Gleichwohl kam er nicht etwa so eben von einer Ausflucht in jene Gegenden heim; vielmehr reproductiren derartige Bilder des Künstlers Eindrücke, welche er schon als Knabe empfing, als er noch keine Ahnung davon hatte, daß es seine Bestimmung sein würde, sie in Farben wiederzugeben. Denn obwohl er

schon sehr früh eine große Neigung für das edelste Thier, das Kos, empfand, so gab er ihr doch zunächst dadurch Ausdruck, daß er es zu schälen und zu modelliren, dann aber vor allen Dingen mit zweckmäßigem Zaumzeug auszustatten suchte. Später vertiefte sich diese Neigung bis zum Studium der Anatomie des Pferdes, wie er überhaupt damals, ohne den praktischen Beruf dabei im Auge zu haben, einem ziemlich eingegebenen Studium der Medizin oblag. Der Vater des Künstlers, der vor wenigen Jahren als Protokoll-Führer der Bundes-Militärkommission in Frankfurt geforderte österreichische Oberst-Lieutenant Schmittsen, zeichnete sich durch geraden deutschen Sinn, der ihn in den Zeiten der napoleonischen Zwangsberufung in gefährliche Lagen gebracht hatte, so wie durch eine unermüdete Arbeitskraft aus. Er ist in militärischen Kreisen auch durch Nachschriften nicht unbekannt, in denen er Deutsche Form und Ausdrucksweise bis zur äußersten Konsequenz festzuhalten pflegte. Unsere militärischen Leser kennen seine „Wehr- und Schirm-Anhalt“. „Der Mensch ist nicht Meister irgend eines Geschloßes, ausgenommen des einzigen, das er im Nechten bestehe, sei es lebendig oder todt.“ Diese Worte, welche wir von seiner Hand unter sein Bildniß geschrieben fanden, kennzeichnen den biedern und gewissenhaften Mann, der am strengsten gegen sich selber war. Seine Gattin war eine Tochter Drüfers, des ehrwürdigen Mannes, der, wie er den Gemeinden ein wahrer Seelenhirt war, in der Familie wie der frommen Patriarchen einer waltete, und Alle in der Liebe eintr, deren Evangelium er mit so wunderbarer Gewalt zu predigen wußte. In solcher Umgebung bekam Leutnant Schmittsen seine Erziehung vornehmlich durch das Beispiel, welches immer das beste Mittel bleiben wird. Aber auch Lehre und Unterricht war nicht davon getrennt, sondern wurde vielmehr ausschließlich vom Vater ertheilt. Erst mit dem 8. oder 9. Jahre begann derselbe und zwar so, daß neben den ersten Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens, Logik und Grammatik nebeneinander ging. Es ist sehr erklärlich, daß solche Unterrichts-Methode früher als jede andere zum Selbst-Unterricht führte. Allmählig schmolzen die elementaren Lehrstunden zusammen und es wurden Arbeits- und Lernstunden daraus. Frühe Selbstständigkeit folgte eben so natürlich. Neigungen, welche sich zeigten, wurden geduldet und unbeirrt gelassen, ohne besonders unterstützt zu werden. Der Pferdehall des Hauses war und blieb zwar ein sehr beliebter Aufenthalt, doch wurde allmählig aus dem Schüler der Freund und Arbeitsvertraute des Vaters. Dergleichen bildet sich allmählig vor und tritt dann gesehentlich auf einmal fertig hin. Auf einer Reise hatte der Knabe lange von seinen kleinen Interessen und Beschäftigungen gesprochen, als es ihm einfiel, daß diese Dinge für den jubelnden Vater nicht ernsthaft genug sein könnten. Wüßlich sprang er auf die Arbeiten desselben über und ohne Verwunderung, ihn hier nicht unbewandert zu finden, wurde nun der Vater der Mittheilende. In den ernsteren Studien gestellten sich auch architektonische, besonders auf die Geometrie gerichtete. Auf die Ausübung der Baukunst schien nun Alles den jungen Mann hinzuwirken; Verhältnisse aber, welche eine baldige unabhängige Lage wünschenswerth machten, führten ihn zu der verwandten Kunst. In die Unterrichtsstufe des nahe gelegenen städtischen Instituts einzutreten war ihm nicht nur aus den Verhältnissen, sondern auch seiner Anschauungsweise nach eine Unmöglichkeit. Auch war er bereits 22 Jahre alt und sein Verkehr lag in ganz anderen Kreisen. Es galt auf dem Grunde der bis dahin erlangten Bildungs-Resultate die Kräfte zu einem bestimmten Zwecke zu sammeln. Er nahm sich eine Werkstatt und begann das Malen. Mit dem frühen Morgen war er an der Staffelei und erst mit einbrechender Dunkelheit verließ er sie; oft versäumte er das Essen darüber und rauchte sich über die Zeit desselben hinweg. Ob es Festtag oder Werktag war, das kümmerte ihn nicht, alle Zeit war vergessen, wenn die Thür hinter ihm in's Schloß fiel und wie er sich von der Welt, so schloß er

diese von der Stätte seiner Arbeit und Mühe ab. Praktische Versuche und die Natur waren seine Lehrmeister. Der menschlichen Gestalt widmete er zunächst sein ganzes Studium. Zu Shakespears „Venus und Adonis“ komponirte er eine Nebenfolge von 20 Bildern, die er indessen nur zum Theil und zwar als Zeichnungen in Blei ausführte. Zwei volle Jahre dauerte diese unermüdete Anstrengung, dieses gänzliche Abschließen, welches ihn zuletzt melancholisch zu machen drohte. Da endlich gestattete er auch Anderen den Besuch seiner Werkstatt, und nicht lange so erschien sein erstes Bild in dem Saale des städtischen Instituts und erregte die volle Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. Es stellte einen pflügenden Bauer vor, dessen Oespann aus zwei Pferden und einer Kuh besetzt, seitab spielen ein Kalb und ein Fohlen. Der feste dreieckige Vortrag, die gesunde Realität, der poetische Hauch einer schlichten Handlung, der sich leicht durch die Composition zieht, Alles fühlte sich originell an. Nach diesem glänzenden Debüt — es war im Jahre 1854 — begab sich der Künstler nach Düsseldorf. Das erste größere Bild, welches hier entstand, zeigte eine Horde wilder Krappferde, welche über das Schlachtfeld kommt und vor dem Anblick eines getödteten Husarenpferdes erschrickt. Andere Arbeiten folgten. Nebenbei fanden sich Schüler in seiner Werkstatt ein, und der Selbstlerner wurde zum Lehrer. So angenehm indes in mancher Beziehung der Aufenthalt in der rheinischen Kunststadt war, so wurde er dem Künstler doch durch die Unmöglichkeit, von den dort damals herrschenden geselligen Wirren unberührt bleiben zu können, verleidet und er verließ die Gade 1856 den Wohnort mit Karlsruhe. Hier gingen größere Schilderungen des ungarischen Kossuthenlebens aus seiner Werkstatt hervor. Dann schlug er sein Zelt in Berlin auf, und der Besuch seines Ateliers gehört zu den angenehmen, indem eine große Hülle angefangener und halb vollendeter Gemälde von allen Dimensionen einen vollen Blick in die Darstellungswelt und die Schöpfungsweise des Künstlers zulassen. Auf seiner Tafel steht jener oben schon erwähnte poetische Zug, sei es, daß wir heimathlich ländliche Scenen, von idyllischem oder bewegterem Charakter vor uns haben, sei es, daß wir einer Pferde- sange Scene aus der Arim begegnen. Eine solche wird eben für die Galerie Mavens in größerer Ausdehnung vorbereitet. — Das der Argo beiliegende Blatt zeugt von der Beobachtungsgabe des Künstlers. Diese zufällige Begegnung des Waidwerks und des Pflanzwerks auf dem Felde, ist durchaus nach dem Leben gezeichnet. Menschen und Thiere, jedes in seiner Art. Das Füllen will nichts als spielen, es weiß, daß es in dem Hunde einen Kameraden dazu haben könnte; er aber nimmt die Sache entschieden ernst, denn er ist sich offensichtlich noch nicht klar, ob er nicht schon hier ein junges Reh vor sich hat; denn auf Rehe ist er mit seinem Herrn ausgegangen. Eine gleiche Wichtigkeit legen die übrigen Theilnehmer der Gruppe der zufälligen Begegnung bei, die allerdings da, wo nach dem gewöhnlichen Lauf der Tag völlig einsam bleibt, zum Greislich wird.

Der Wechsel der Stimmungen, durch welchen uns die Durchblätterung der Bilderammlung fñhrt, ist noch reicher, als wir ihn auf Reisen bei der wechselvollsten Scenerie und dem mannigfaltigsten Verkehr erfahren; denn es lösen sich hier nicht nur die entferntesten Orte, sondern auch die entferntesten Zeiten ab. Eben sind wir noch dabeim, draußen auf dem Felde bei unsern Bauern und Waidmännern und umschlagend sind wir schon 5 Jahrhunderte weit von ihnen entfernt, und unsere Stimmung gewöhnt sich anders. Wie die dissolving views eine Winterlandschaft allmählig mit Grün umkleiden, bis nichts mehr übrig ist von Schnee und Eis, so steht nach dem kurzen Uebergange des Ineinanderschwimmens ein anderes Jahrhundert vor uns. Und dem braven Beppo gegenüber um so sicherer, als er selbst und Alles um ihn und an ihm keine Zeit so treu spiegelt. Wer seine Geschichte auch nicht kannte, der müßte sie, meinen wir, aus dem halb ver-

schmigten und halb trennen Gesicht lesen können, müßte wissen, daß seine Gedanken bei jener heitern Zucht, jenem lustigsten aller Streiche sind, zu dem er eben seinen Helm pugt. Ja, wie uns die Künstler und Dichter jene Zeiten malen, waren sie frohlich genug. Was werden das für Zeiten sein, in denen die unselge den Leuten roh vorkommt, wenn sie der Geschichtschreiber, golden, wenn sie der Dichter schildert? — **K r a u s** (geb. 27. Mai 1826 zu Grottingen bei Memel) bewegt sich auf demjenigen Gebiete der Gattungsmalerei, welches man wohl das Salon-Genre oder das Conversationstück zu nennen pflegt. Seine Bilder haben bis jetzt nur kleine Ausdehnung und sind bisher selten auf die Ausstellungen gekommen, so daß man ihre Bekanntheit entweder auf der Staffelei oder im Bilderladen machen muß; lange halten sie sich freilich dort nicht auf; bald sind sie in irgend ein Cabinet übergegangen. Kraus hat einen energischen Vortrag, der bisweilen an die französische Schule erinnert. Bis zu seinem 12. Jahre wurde der Künstler auf dem Gute des Vaters erzogen, und ging dann auf das Gymnasium zu Königsberg, um sich auf das Studium der Rechte vorzubereiten. Die alle 2 Jahre wiederkehrenden Gemälde-Ausstellungen des Kunstvereins aber zielten seine schon früh erwachte Neigung für die Malerei wach und brachten seine Absichten auf die juristische Laufbahn stark in's Schwanken. Als nun gar später die Königsberger Maler-Akademie unter Rosenfelder gegründet wurde, da neigte sich die Waage entschieden nach der künstlerischen Seite hin, und Kraus begab sich drei Jahre lang unter die unmittelbare Leitung des genannten Directors der neu geschaffenen Anstalt. In Berlin, wohin er sich dann begab, schloß er sich weder der Akademie, noch irgend einer Künstlerwerkstatt an, sondern ließ sich von den alten Meistern leiten. Im Jahre 1852 ging er nach Paris. Die kurze Zeit von sechs Monaten in der Werkstatt Couture's reichte hin, um seiner bereits bestellten Richtung noch diejenige technische Abänderung zu geben, welche der Künstler seiner Natur nach gerade in einer pariser Werkstatt zu suchen hatte. Von da an arbeitete er selbständig, und nach zwei Jahren unternahm er seine italienische Reise. Man hielt ihn kürzere Zeit, als er dachte. Das dortige künstlerische Treiben der Gegenwart hatte weniger Anziehung für ihn, als die alten Meister von Florenz und Venedig. Ihnen widmete er ein eingehendes, nachahmendes Studium. Besonders Lizzian. Er kopirte dessen berühmte Assunta mit solchem Fleiß und so glücklichem Geselae, daß der Besitz dieser Tafel vergebens um namhafte Summen erstrebt wurde. Unsere Leser erinnern sich ohne Zweifel des Bildes von Kraus, auf welchem Lizzian vorgestellt war, wie er die Lavinia malt. Es zeigte Lizzian'sche Schule; der Maler hat es öfter wiederholen müssen. Gegenwärtig ist er mit einem größeren Gemälde: „Ein Gastmahl bei Lizzian“ beschäftigt.

Es will uns bedanken, als ob das Motiv zu dem landschaftlichen Bilde von Max Schmidt aus der Nähe der Villa Carlotta am Comersee genommen sei, jener schönsten im Kranze der Lusthäuser welche die alpengrünen Klüften des genannten Wassers umgeben; sie gehörte, wie sich unsre Leser erinnern, dem Grafen von Sommariva, der sie mit dem Alexanderzug von Thorwaldsen schmückte. Von ihm kaufte sie im Jahre 1845 die Prinzessin Marianne und schenkte sie der lieblichen, nur zu bald ihrem jungen Gemahl entrissenen Prinzessin von Weinsagen. Hat dem Maler nicht dieser glückliche Landsitz in der Erinnerung gelegen, so trägt sein Bild doch unsre Phantasie für Augenblicke dahin. Aber wir sind deshalb nicht ungerecht gegen den eigentlichen Inhalt seines landschaftlichen Gedichts. „Längs der Gartenmauer“ ist immer ein poetischer Ausdruck, selbst wenn nicht wie hier, Bräutigam und Braut das Malerische hinzubringen. Ueberhangende Bäume von verschieden gewählten Laubarten geben so abnungsvolle Andeutungen und erwecken so anmuthige Vorstellungen von grüntenden und blühenden Bildern, zu denen die Kunst

die Natur überredet hat. Wie vorbeikundig sind nicht hier die herübergeworfenen Ranken, diese Stachelgewächse auf den Pfeilern. Man geht den Weg halb in glücklicher Befriedigung durch den Blick in die weite Natur, halb in Sehnsucht nach ihrer Verbindung drinnen im Garten mit dem künstlerisch waltenden Sinn der Menschen, womit sich so gern in der Phantasie Begegnungen und Sernen verbinden, wie sie in Gärten, diesen poetischen Schauplätzen, sich ereignen und ereignen haben.

Von dieser Verschwiegenheit der Kunst mit der Natur ist auf dem folgenden Blatte, nicht so weit es H. Kresschner, sondern vielmehr seinen Kollegen den griechischen Maler angeht, allerdings nicht die Rede. Zwar raucht der Wein voll und üppig um seine Hütte, zwar blühen die Rosen neben ihm, zwar wächst aus dem Grase wie die schönste architektonische Blüthe, das korinthische Kapitäl, so rein wie Kallimachos es einst gedacht; aber der Künstler selber steht tief in der Sackgasse byzantinischer Kunstübung und liefert handwerksmäßig einen Heiligen nach dem andern für den Kultus der griechischen Kirche. Die eigne Phantasie verurtheilt ihm keine Sünden, denn er braucht sie nicht, die künstlerische Ausführung keine Sorge, denn sie ist überflüssig. Der Kunstsinne der Gemeinde geht nicht weiter als die religiöse Sägung, und heute noch wie zu den Zeiten der Byzantiner, trägt, nach den einmal hingestellten Mustern, dieselbe Technik ihre Temperafarbe auf den glänzenden Goldgrund und befestigt sie durch einen Firnis. Auf diesen letzten Prozeß bereitet sich so eben der heilige Dionysios vor, welcher in die Sonne zum Trocknen gestellt, und welcher so stumm ist, daß er noch seinen abgeschlagenen Kopf in dem Becket lesen läßt. Man darf aber nicht denken, daß das Malen mit der linken Hand eine Eigenthümlichkeit der ganzen Kunst sei; wir haben Ursache zu glauben, daß es nicht einmal eine Geschicklichkeit, sondern nur eine Angewohnheit dieses würdigen Mannes von Korfu ist.

— Die meisten Kräfte, ehe sie zerbrechen, wästen wohl von einer Liebesgeschichte zu erzählen, wobei sie die Vermittlungstrolche haben spielen müssen. Dies ist eine sehr leichte Rolle; denn was braucht es mehr als die Gelegenheit, damit ist bei der richtigen Liebe Alles gegeben. Wie leicht bestürzt der Mund, was die Augen schon längst miteinander abgemacht haben, und wie leicht fügen sich die Hände ineinander, wenn sich die Herzen fügen. Wir dürfen nicht annehmen, daß das Bündniß, welches vor unsern Augen geschlossen wird, deshalb nicht ein glückliches werden sollte, weil der Unterredung noch eine Uebersetzung folgen mußte. Die Griechen wußten wohl, was sie thaten, als sie, nicht bloß in der schnell vorübergehenden Gelegenheit, sondern auch in der langsamen und sicher wirkenden Uebersetzung eine Göttin erkannten. Wie viel tausendmal hat das: „sie ist's — er ist's“ nicht schon getäußt, wenn es die trügerischen Augen einander zuriefen; wie selten dagegen wenn dieses Wort als Uebersetzung aus der Tiefe der Seele kam. **N o l y b S c h a a l**, der Verfertiger dieses Bildes, (geb. 21. April 1822 in Köln), kam, da er seine Eltern früh verlor, schon in seinem 4. Jahre nach Berlin, und mit seinem 16. auf die dortige Akademie, wo er in den Werkstätten von Pöbbling und Kolbe seine künstlerische Ausbildung betrieb; später ging er nach Düsseldorf, und arbeitete unter Schadow's und Hildebrand's Anweisung. Vor den politischen Wirren des Jahres 1848 zog er sich nach Münster zurück, und gab sich der Ausübung der Bildnismalerei als demjenigen Zweige der Kunst hin, welcher auch bei unruhig bewegten Zeiten fortzubühen pflegt. Dann siedelte er nach Berlin über und ist auf den Ausstellungen und in den Kunstlokalen, wo die Bilder ihre Versammlungen halten, mit Darstellungen aus dem Gebiete der Gattungsmalerei zu finden.

An den Küsten der gesegneten Normandie liegen auf dem vielfach zerrissenen Ufer zahlreiche kleine Fischerdörfer, welche das schwebende Paris täglich mit frischem Fang aus dem

Ocean versehen. Das atlantische Meer besorgt sein Contingent zu einer wohlgeordneten Tafel in lobenswerther Güte. Wir haben in der Pariser Fischhalle Steinbutten gesehen, deren Größe jeder Fischhändler spottete, und die von dem Koch unsers Hotels ohne Weigerung mit 40 Franken bezahlt wurden. Neben den bewährten Seefischen gedeiht am Strande von Givet, Recamp, St. Valerie, Treport u. s. w. auch die liebliche Auster, und für die 1-losen Monate die auch in der Malerei so wohlgeleitete Krabbe. Regelmäßig bei dem zwölfstündigen Pulschlag des Meeres, der die Kreideseifen und die tiefsten Galagos-Klippen bis zu 20 Fuß hoch besudelt und wieder trocken läßt, fahrt die Flut die Schiffe und Vöte mit der Wellen-Grate beladen in die Buchten. Seferst etabliert sich ein großer Markt, es wimmelt von Kaufleuten und Wältern, und zufrieden betrachtet der Schiffsberr vom Bord seines Rahrganges das bunte Treiben, welches für den Fremden noch anziehender wird durch die eigenthümliche Tracht der Fischerleute; man könnte sie ein lebengebliebenes Nececo nennen, so fest werden die Formen dieser Mode noch gehalten und so lebhaft schimmern sie auch noch in ihrer Farbe. Das Schiff No. 33. hat sich dießmal von der Ebbe ereilen lassen, und Ch. Hoguet schildert uns, wie es, unterfänmert um diesen Vorfall gute Mene zum Spiel macht und die sechsstündige Frist der Ebbe benugt, um seinen Markt da aufzuschlagen, wo die Bozen es haben stecken lassen. Der Rang scheint nicht unberücksichtigt gewesen zu sein, da sich ein ziemlich lebhafter Verkehr daran knüpft.

Hat man Zeit übrig, so ist auf Kunst-Ausstellungen und Galerien nichts interessanter, als wenn man nach Betrachtung der Kunstwerke auch dem Publikum vor ihnen einige Aufmerksamkeit, ja einiges Studium widmet. Wer wollte läugnen, daß an dieser Stelle die kopirenden Malerinnen eine hervorragende Stellung einnehmen. Wir haben in der Dresdener Galerie malende Damen gesehen, welche, um nicht aufzufallen, nur in Herren-Gostüm malten, das sicherste Mittel, Alter Augen auf sich zu ziehen. Ein anderes Wesen sahen wir — wir müssen Wesen sagen, weil wir noch heute nicht wissen, ob es ein Herr oder eine Dame war — welches sein ganzes Bemühen darin setzte, diese Frage zu erregen und ungelöst zu lassen. Das Gewand war weit und falzig, ordentlich stradant und so lang, daß der Fuß ungeschützt blieb; die Hand war zart und klein, der Kopf dagegen von männlich scharfem Schnitt, das Haar mäßig lang; es schielte an scheiteln wäre zu viel Concession nach der männlichen Seite hin gewesen; es wurde der heutigen Mode conform einfach zurückgestrichen getragen. Daß die Hüfte so behandelt war, daß die Entscheidung im Schwanken blieb, versteht sich. Am meisten aber betrieb sich die Abficht, ein Räthsel bleiben zu wollen, in dem Studium der Bewegungen. Von Gang und Armbewegung abgesehen, giebt es Kopfbewegungen, welche echt weiblich, und andere, welche emancipirt weiblich sind. Letztere wurden sorgfältig vermieden. Das Räthsel war nur von der psychologischen Seite her zu lösen und die Lösung liegt in der Beantwortung der Frage: Kommt ein Herr oder eine Dame eher auf den Gedanken, über die Durchführung einer solchen Rolle — die Malerei zu versäumen? Wie rufen die Psychologen zur Auskunft auf, ersparen uns aber, aus dem Gedächtniß andere Porträts malender Damenfiguren, die uns entsetzen getreten sind, vorzuführen, um uns gegen diejenige nicht ungalant zu beweisen, welche Gustav Richter so sehr interessirt hat, daß er sie mit Hüfte der geschickten Hand G. Hecker's vor Augen stellt. Alles genau erwogen halten wir diese Dame für eine Dilettantin. Damit soll nichts gegen ihre Kunstübung gesagt sein, da wir uns ja auch, weil ihr Bild abgewandt steht, kein Urtheil darüber bilden können. Wie sprechen nur damit die Vermuthung aus, daß sie keine Künstlerin von Profession ist oder werden wird. Eines Tages, ehe sie sich den Dreißigen allzusehr genähert hat, wird sie, die unsrem Geschlecht schon mehrere Körbe gegeben hat, dem

Antrage eines charakterfesten und geistvollen Mannes Gehör geben, in den ersten Jahren noch manches Bild in die Wirklichkeit stiften, sich dann der Erziehung der Kinder widmen und später, wenn diese heranwachsen, ein sehr angenehmes Haus machen, in das die schönen Künste, die niemals ganz unbeachtet blieben, mit erneuter Liebe zurückkehren und sich aufgenommen finden. Woher wir das wissen? Aus ihrem klugen, gemüthvollen Antlitz. Es steht so deutlich darin, daß wir den sehen möchten, der richtiger läse.

— Es giebt Künstler, welche durch einen vorläufig ungeliebten Punkt in ihrer Composition gezwungen wurden, ihr ganzes Bild umzuändern, und also von vorne anfangen mußten, da sie eben meinten, fertig zu sein. Glaubwürdige Dichter haben uns versichert, daß sie sich erst am Schlusse eines längeren Gedichts bis zu dem Standpunkt durchgearbeitet haben, von dem aus sie dasselbe zu beginnen hatten, von den Philosophen zu geschweigen, welche in dem vermeintlichen Schlusse ihres Systems, bei näherer Untersuchung den Ausgangspunkt desselben entdeckten und nun von Neuem beginnen mußten. Wollen wir uns wundern, daß jener Knabe, den Th. Hofmann uns vorführt und den es schon lange gelüftet hat, den äußersten Abhang des Berges zu bestiegen, weil er da das Ende der Welt vermutete, nun auf einmal findet, daß sie dort eigentlich erst anfängt? —

Wie doch eine schöne Landschaft, und wenn die Natur ihr Verles dazu gegeben hätte, immer noch gewinnt, so wie der Mensch oder nur die Spur seines Waltens hinzutritt! Nichts verheißender, als eine Mühle. Ganz abgesehen, daß sie fast in allen Fällen der Mittelpunkt sein wird, der ein Bild hervorbringt, sie verpricht auch zugleich der Poesie den reichsten Stoff. Es wird kaum eine Wassermühle in der Welt geben, die nicht schon porträtiert wäre; sie gebt nebst den Ruinen zu den Hauptstoffen der landschaftlichen Poesie; aber eben so wenig giebt es wohl einen weltlichen Dichter, der nicht unter seinen Liedern der Mühle oder wenigstens der — Müllein gedächte. Auch die Musik hat nicht auf sich warten lassen; denn nicht nur gehören die Compositionen der Mülleinischen Mülleinlieder zu dem Schönsten in dieser Art, was wir haben, sondern die Musik ist es auch, welche die Mühle auf die Bühne gebracht hat, und zu unsern ältesten Deutschen Opern gehört „die schöne Müllein“. Nach diese Mühle, welche H. Haun dargestellt hat, scheint ihre schöne Müllein zu haben; vielleicht ist sie das, welche da bei der Wälsche kniet. Ob sie schön ist, kann man so genau nicht sagen, da sie etwas entfernt von uns ist; aber ihre Wohnung und die sie umgebende Natur hat der Künstler so schön gedichtet, daß der Ort und die Situation die schönste Müllein verdient. Möchte sie keine Siedendorff'sche sein, deren Ringeln dem Knaben entweicht, oder eine Müllein'sche, die den Jäger lieber hat, als den jungen blonden Mülleinnecht; hoffentlich ist sie mehr eine Götthe'sche, welche sich diesen lobt, und ihn dem Edelknaben vorzieht.

Jener berühmte Hase der Burtheuber Haide hatte sich bekanntlich gleich dem Zwiebel daran gewöhnt, daß auf dem Felde wachsende Kraut für das seinige ansahen. Für die Materialisten unserer Zeit, für die es eigentlich keine Habeln mehr giebt, ist dies eine Andeutung des dunkel vorhandenen Bewußtseins vom Gewohnheitsrechte; denn es unterscheidet sich bei ihnen der Instinkt der Thiere um gar nichts von der Vernunft der Menschen. Aber wir Idealisten glauben ihnen das nicht, wenn sie z. B. von den beratenden Versammlungen der Vögel sprechen, in denen sie förmlich Redner und gebrachte Beredner unterscheiden. Es ist eine Kaprice, wenn sie das intellectuelle Vermögen der Thiere nicht mehr mit dem glücklichen Namen Instinkt belegen, und uns einbilden wollen, daß wir nur geistig nicht sein genug organisirt wären, um das höhere Wesen der Thierwelt zu begreifen. Die klügsten Thiere hat nicht die Natur, sondern die Kunst gemacht. In der Thierfabel, sei sie gedichtet oder ge-

zeichnet, leidet der Mensch seinen vierbeinigen oder besiederten zweibeinigen Mitgeschöpfen seinen Ueberstus an Weisheit und Klugheit; und selbst da, wo die bildende Kunst auf die einfache Darstellung der Thierwelt ausgeht, macht es sich sehr gut, wenn sie die Grenzen der thierischen Fähigkeiten nicht so ängstlich inne hält und die Thierwelt ein wenig potenzirt zur Anschauung bringt. Vereintigt sich damit eine treue Darstellung des äußerlichen Gebahrens, so können wir von einem gewiegten Thiermaler reden. Als solcher zeigt sich K. Steffel auch in dem vorliegenden Blatt. Die beiden Hasen haben bei weitem nicht die gemüthsstolze Sicherheit des Bartschüder. Jener, das Wein und Wein trennende Faun, ist zugleich das Zeichen drängender Menschennähe, und so kommt es, daß selbst dicht vor dem, man kann sagen, weißgedeckten Tische das Herz der Marodeurs ängstlich schlägt. Ganz vortrefflich ist von dem Künstler der verschiedene Grad der Furcht und ihrer Ueberwindung wiedergegeben.

Gleich das nächste Bild kann uns ein weiteres Beispiel zur Lehre vom Instinkt geben. Oder will man es etwa anders nennen, wenn der Mensch unter den erschwerendsten Umständen, nur dem lieben Sonntag zu Liebe, für seine Toilette sorgt. Wir haben einmal am Tage des Herrn einen Chauffee-Arbeiter seine Wart-Toilette machen; er hatte ein Stück zerbrochenes Spiegelglas auf seine Steine gestellt, und kniete davor in der unbequemsten Lage. Die Abend-Dämmerstunde war nahe und es rieselte ein feuchter Nebel vom grauen Himmel herab, gegen welchen die Strohwand den Mann so gut wie gar nicht beschützte. Kaum irgend mehr Gelegenheit als dieser Mann werden die beiden Dorfbesitzer, welche Otto Weber vorführt, heute noch haben, um die höhere Politur ihrer Persönlichkeit zu irgend einer Geltung zu bringen; und dennoch sehen wir sie beflissen, der künstlichen Nothwendigkeit des Dorfbarbiere Genüge zu leisten. Unzweckartige Geräthe neben ihnen scheinen anzudeuten, daß sie auch Kleinlichkeit bei ihren Pferden lieben.

Wollte man den Frieden schildern, den innern Gottesfrieden, nach welchem wir Alle eingen und streben, so könnte es nicht beedeter geschehen, als Wilhelm Rießl abel es hier gethan hat. Hundertjähriger Ophru hat die stille Wohnnung mit seinen tausend Armen umspannen. Der zerfallene Faun, an welchem der Holländer blüht, hat längst kein Thor mehr; denn der Eintritt steht jedem Guten frei und das Böse hat dort nichts zu suchen. Durch das Laub der Bäume winkt das Haus des Herrn, und so liegt das Ganze da, recht wie eine Ruhestation auf der Pilgerfahrt ins Jenseits. Das weiß auch die Dame in Trauer, welche so eben vom würdigen Pfarrer Abschied nimmt. Er hat sie vielleicht, als das Leben noch heiter vor ihr lag, zu den Festtagen des Das-Ins geleitet, zu ihm eilt sie jetzt, da die Tage der Trauer gekommen sind, von der er ihr zwar gesagt hat, daß sie nicht ausbleiben würden, die sie sich aber nicht so nahe gedacht hat. Das theilnehmende Herz hat die Pfarrerin bis an die Schwelle geführt, dann aber hat sie den Uebertritt allein gelassen mit der Fremden, um die letzte vertrauensvolle Besprechung des Weichkindes mit seinem Seelsorger nicht zu stören. Aber durch das Abendgespräch der beiden Alten wird der stille, unausgesprochene Gedanke ziehen, das Eins von ihnen doch die Trennung vom Andern wird überleben müssen. Und dennoch, ob

ihre Lebensreise fast vollendet ist — sie legen jenen Gedanken getroßt in die Zukunft und in die Hand des Herrn.

Auf dem folgenden Blatte von Oskar Wieniewski begegnen sich Lebensfrühling und Lebensherbst mitten im Sommer, von dem Beide allerdings eine verschiedene Auffassung haben. Die eine meidet den Sonnenschein und sucht sich vor ihm zu schützen; die andere wünscht ihn und sucht ihn noch zu ergänzen. Das muß ein vortrefflicher Schriftsteller sein, dessen Buch in dieser Situation beiden Theilen ein gleiches Wohlgefallen zu erwecken vermöchte. Aufmerksamkeit sind Beide; es fragt sich nur, ob auf die Gedanken des Dichters oder auf ihre eigenen. Vielleicht behandeln sie ihn wie den Sommer. Eine jede fast ihn auf ihre Weise auf, und nimmt sich aus ihm die Annehmlichkeit des Schattens oder des Sonnenscheins.

Es kommt eben immer darauf an, welchen Standpunkt man einnimmt und wie man eine Sache ansieht. Wenn der Kleiderstoch mit Rock und Perrücke, den wir auf dem Blatte von G. Arnold erblicken, im Garten stünde, so würde wohl jeder Singvogel und selbst der dreiste Spatz sich sehr in der Distanz halten, weil er in ihm diejenige zweckmäßige Einrichtung ahnen würde, welche wie Vogelschönke zu nennen pflegen. Das den Menschen mehr zugeneigte Geschlecht der Hunde, obwohl nicht minder in Täuschung befangen, sucht, was jene fürchten, seine leibliche Gegenwart. Der größere und verständigere Haushund hat den geradesten Weg der Unternehmung eingeschlagen, indem er sein Beobachtungsorgan nach der Tasche richtet, aus der er vielleicht gelegentlich mit einem Federbüschel erfreut wurde oder in welcher das Tuch zu ruhen pflegt, dem der „Doppelmops“ einen so prägnanten, nicht zu verkennenden Duft vertheilt hat. Der jüngere Genosse des Unterjägers harrt ungeduldig bellend auf den Ausgang der Prüfung. Für Vögel und Hunde würde die Täuschung aufhören, wenn jene wahrnehmen könnten und diese wahrgenommen haben, daß keine Person in den Kleibern steckt, für uns Menschen würde sie wohl manchmal dann erst anfangen.

Wenn auf dem letzten Blatte, welches L. Köfler gegeben hat, die Theilnahme des verehrungswürdigen Publikums vor den Coulissen nur zum vierten Theil so groß ist, wie diejenige des vierblättrigen Kleeblatts hinter denselben, so kann es der jungen Künstlerin nicht fehlen. Freilich der dicke Herr wägt mit der Peis in der Hand zugleich jeden Zeiler und jede manuelle Resonanz desselben im Hause; denn er ist augenscheinlich der Direktor des Theaters, vor dessen Thüre die Aufgabe kommt, den Erfolg der jungen Dame in Zahlen zu überlegen und in klingender Gage auszumahlen. Sein Regisseur lehnt an den vielgeprüften Wald; das Auge ist doppelt geschärft, einmal durch das Brillenglas und dann, wie das durchdruckte Taschentuch beweist, durch das gepulverte Kraut des Nasentabaks. Ein tieferes Interesse hat der junge Mann, offenbar der Verlobte der Debütantin, das tiefste aber hat das Mutterherz. Die Gute ist ganz Aufmerksamkeit und Spannung; die erste Angst ist vorüber, mehrfache Weisheitszeichen sind schon gegeben und die Hoffnung auf Erfolg beannt die Oberhand zu gewinnen. Wir Krautauten haben zwar unser Debüt schon lange hinter uns; allein wir folgen doch gern der schon durch das Alterthum gebilligten Sitte und rufen unsern Feiern und Verschauern ein plauderte zu.

Friedrich Eggers.

